

Abenteurer Gottes

clv

Dave und Neta Jackson

Menno Simons

Das Glück des Verräters

clv

Christliche
Literatur-Verbreitung e.V.
Postfach 11 01 35 · 33661 Bielefeld

Dave und Neta Jackson sind als Ehepaar ein Team, das zahlreiche Bücher über Ehe und Familie, Kirche, Beziehungen und andere Themen geschrieben und mitgeschrieben hat. Zu ihren Büchern für Kinder zählen die »Abenteurer Gottes«-Serie und »Glaubenshelden«. Die Jacksons sind in Evanston, Illinois, zu Hause.

1. Auflage 2004

Originaltitel: The Betrayer's Fortune

© 1994 by Dave und Neta Jackson

© der deutschen Ausgabe 2004 by CLV

Christliche Literatur-Verbreitung

Postfach 11 01 35 · 33661 Bielefeld

Internet: www.clv.de

Übersetzung: Hermann Grabe

Umschlag: Dieter Otten, Gummersbach

Satz: CLV

Druck und Bindung: Ebner & Spiegel, Ulm

ISBN: 3-89397-530-6

Vorwort

Die Geschichte spielt um das Jahr 1543, als auf Menno Simons ein Kopfgeld ausgesetzt wurde. In diese Geschichte werden allerdings drei Ereignisse eingeflochten, die sich in Wirklichkeit später ereigneten. Dirk Willems rettete im Jahr 1569 den Mann, der ihn gefangen nahm, aus eisigen Fluten. Und die Hinrichtung von Maeyken Wens und ihre Briefe an ihren Sohn datieren ins Jahr 1573. Hadewijks menschlich unerklärliche Freilassung aus dem Gefängnis geschah 1549. Alle diese Ereignisse (ausgenommen Adriaens Beziehung zu Menno Simons) fanden wirklich statt und zeigen etwas von den Erfahrungen der ersten Wiedertäufer. Diese betrachteten sich selbst als Nachfolger von Menno Simons, als »Mennoniten«. Wir wissen zwar, dass Simons in »Hadewijks Herberge« gewohnt hat, doch wird er den übrigen Personen dieser Geschichte wohl nicht begegnet sein.

Inhalt

Der barmherzige Flüchtling	9
Mama ist weg!	19
Gefangen	31
Hinter Schloss und Riegel	40
Im Kerker und in der Folterkammer	52
Der Mann mit dem burgunderroten Umhang	62
Das Leben ist ungerecht	74
Mit Menno auf Reisen	85
Augen, die nicht sehen	98
Das Glück des Judas	107
Hadewijks Rettung	118
Ein Brief aus dem Gefängnis	127
Das Wassergrab	137
Mehr über Menno Simons	151

Der barmherzige Flüchtling

Adriaen Wens hatte keine Lust mehr, für seinen Vater Sand zu schleppen. Schon drei Tage lang hatte er von früh bis spät Sand herangeholt und Mörtel gemischt. Sein Rücken fühlte sich an, als würde er gleich zerbrechen.

»Wir müssen arbeiten, wo wir was zu tun finden«, stellte sein Vater fest, sobald Adriaen darüber zu jammern begann, dass er in Asperen, sechzig Meilen nördlich von seinem Heimatort Antwerpen, arbeiten musste – und das, obwohl der Winter 1543 ziemlich unangenehm war. Es hatte schon geschneit, und Adriaen musste erst eine Schicht mit gefrorenem Sand weghacken, bevor er seine Eimer füllen konnte.

Aber ein reicher Kaufmann in Asperen hatte von Mattheus Wens' Tüchtigkeit gehört und ihn angestellt, damit er ihm einen neuen Kamin baut. »Wir sollten Gott danken, dass wir Arbeit haben«, tadelte Mattheus seinen Sohn, »sonst könnten wir nicht einmal Steckrüben auf den Tisch stellen. Und wie sollten wir für Mutter und deine kleinen Geschwister aufkommen? Los, schnapp dir die Eimer. Bald können wir heimreisen ... wenn du dich tummelst und mir Sand herbeischaffst!«

Gleich außerhalb von Asperen hatte sein Vater eine Sandgrube mit einem reinen Sand gefun-



den, der wirklich die Steine zusammenhielt. »In dieser Marschgend ist es gar nicht einfach, guten Sand zu finden«, sagte er. »Und wenn er sehr lehmig ist, hält der Mörtel nicht. Pass also auf, was du bringst. Gefrorenen Schlamm und Lehm kann ich nicht gebrauchen.«

Adriaen zog sich den Hut tiefer ins Gesicht und lud sich das Joch auf seine muskulösen Schultern. Er war zwar noch nicht erwachsen, aber für seine fünfzehn Jahre ziemlich kräftig. Allerdings wogen die beiden Holzeimer, die links und rechts an seinem Joch hingen, schon genug, wenn sie leer waren. Er schlug die schwere Tür krachend zu und lief die holprige Straße entlang bis zum Ortsausgang. Zuerst kümmerte er sich nicht um das laute Geschrei hinter ihm. Aber plötzlich stieß jemand von links an sein Joch, sodass er herumgerissen und beinahe zu Boden geschleudert wurde.

»Tut mir Leid!«, rief ein Junge in seinem Alter, weil er mit Adriaen zusammengestoßen war. »Was treibst du mit den Eimern? Komm mit ... das wird eine Gaudi!«

»Wohin denn?«, rief Adriaen zurück. Aber der Junge war schon verschwunden und von einer Meute aufgeregter Leute vorwärts getrieben worden. Alles war in Bewegung wie eine Wasserflut, die sich durch einen gebrochenen Deich ergießt. Adriaen ergriff den Ärmel eines anderen, der an ihm vorbeirannte: »Was ist? Warum laufen die Leute alle zum Kanal?«

»Der Lümmel ist entwischt, aber der Büttel* ist ihm dicht auf den Fersen!«, sagte der Mann und riss sich

* Gerichtsdienner

los. Adriaen wurde hin- und hergeschleudert, weil die Leute einmal von links und dann wieder von rechts gegen sein Joch stießen. Die Menge wurde zu einem wilden Haufen. Wenn er nicht aufpasste, warfen sie ihn noch um und trampelten über ihn hinweg.

In diesem Augenblick sah er zwischen zwei Häusern einen schmalen Durchlass. Adriaen ließ dort sein Joch mit den Sandeimern fallen und schloss sich dem rennenden Haufen an. Die Leute benahmen sich, als wären sie im Zirkus. Er konnte einige erregte Wortfetzen aufnehmen: »Ein flinker Bursche ...« »Haut ab wie ein Windhund ...« »Ist dem Büttel direkt aus den Händen entwischt ...«

»Wenn der Büttel nicht so fett wäre, könnte er ihn vielleicht kriegen – ha, ha – aber so?«

Vor der Stadt hörte das Kopfsteinpflaster auf, und die Straße bestand nur noch aus tiefen Spurrillen, die voller Eis und Wasser waren. Statt dicht gedrängter Häuser gab es nur vereinzelt Hütten, die in kleinen Gärten standen. Dann eilte die Menge an Feldern vorüber. Nur hier und da konnte man Bauernhöfe und Feldscheunen sehen – und in der Ferne auch eine Windmühle. Gelbe Stoppeln ragten aus einer dünnen Schneedecke, die den gefrorenen Boden bedeckte.

Adriaen lief an die Spitze des Zuges, der allmählich langsamer wurde. Dort konnte er zwei Figuren erkennen – eine hinter der anderen –, die nicht weit vor ihnen dahin rannten.

»Jetzt hat er ihn!«, keuchte ein Mann mit rotem Gesicht, der immer ein paar Schritte ging, ehe er wieder zu laufen begann, um nicht zurückzufallen. »Sie lau-

fen direkt auf den Kanal zu, der weit und breit keine Brücke hat.«

»Was hat er gestohlen?«, fragte Adriaen.

»Ha, wahrscheinlich höchstens eine Brotkruste. Aber er hat sicher Hartog an der Nase herumgeführt und ist ihm entwischt, als Hartog meinte, er hätte ihn. Der Bürgermeister war so wütend, dass er Hartog drohte, ihn in Ketten zu legen und sich einen neuen Büttel zu suchen!« Der Mann schnaufte und lachte kurz. »Ich hab Hartog oft genug gesagt, dass er sich zu häufig einen Bierkrug ins Gesicht hält, aber er wollte ja nicht hören. Na ja, jetzt merkt er selbst, dass er nicht so flott auf den Beinen ist, wie er sein sollte.«

Adriaen blickte dem Mann in sein rotes Gesicht mit den wässerigen Augen und bemerkte, wie er nach Luft rang, während sie eilig vorwärts strebten. Der Mensch wusste wohl aus eigener Erfahrung, wie viel Hartog trank ... aus der Erfahrung, oft mit ihm um die Wette getrunken zu haben, einen Krug nach dem anderen.

Die Menge erreichte das Kanalufer gerade, als der flüchtige Ausreißer vorsichtig auf das blanke Eis hinaustrat, während der Büttel am Ufer stand und ihm wilde Drohungen nachrief.

»Los, Hartog! Greif ihn!«, rief jemand. »Ja, du traust dich wohl nicht?!«

Durch die dünne Eisdecke konnte man das dunkle Wasser sehen. Alle konnten sehen, wie gefährlich die Sache war. Der Flüchtling war drahtig und leicht – und der Büttel war dick und schwer.

Hartog prüfte mit dem Fuß. Das Eis hielt. Er machte einen nächsten Schritt. »Hinterher, Kerl! Er entwischt

dir. Jetzt kannst du zeigen, dass du dein Brot nicht umsonst kriegst!«, hetzte jemand aus der Menge.

»Ja, und dein Bier ebenso!«, fügte der Rotgesichtige hinzu, worauf die ganze Bande in schallendes Gelächter ausbrach.

Der Flüchtling war fast auf der anderen Seite, als der Büttel sich entschloss, es ebenfalls zu versuchen. Mit kleinen Schritchen, so als sei er barfuß und wolle nicht, dass seine Zehen kalt werden, tänzelte er übers Eis. Plötzlich hob sich die Eisdecke und es gab einen Ton, als knallte jemand mit der Peitsche. Lange Risse breiteten sich über das Eis aus, die bei Hartogs Füßen ihren Anfang nahmen. Er wollte fliehen und breitete die Arme aus, um das Gleichgewicht zu halten; aber schon spritzte das Wasser aus den Spalten.

Der Flüchtling hatte das andere Ufer erreicht.

Hartog war nur wenige Schritte vom sicheren Ufer entfernt, als er mit lautem Schrei und noch lauterem Krachen und einer großen Fontäne durchs Eis brach. Seine Arme ruderten wild umher, aber er ging gnadenlos unter.

Die Menge schrie ihm Ratschläge zu: »Schwimmen musst du!« »Mensch, halt dich am Ufer fest!«

Der Büttel war untergegangen, und alles wurde leichenstill.

Dann kam er hustend und würgend zum Vorschein. »Hilfe!!«, brachte er heraus, während er sich dem Ufer zuwandte, an dem seine wenig hilfsbereiten Mitbürger standen und ihm zuschauten. »Jemand muss mir doch helfen!«

Niemand rührte sich.

»Bitte, einer muss doch kommen!«, flehte Hartog.
»Helft mir!«

Aber alle wussten: Das Eis ist sehr dünn, und noch dazu zerborsten – seit Hartogs Versuch, es zu überqueren. Es wäre der glatte Selbstmord.

Adriaen hatte bemerkt, dass der Flüchtling aufgehört hatte zu laufen. Er blieb stehen und schaute einen Augenblick zurück. Gerade, als er wieder loslaufen wollte, hörte er, dass Hartogs Hilfeschreie von dem Eiswasser erstickt wurden.

Der Verfolgte sah gerade noch, wie der Körper des Büttels in den Fluten versank. Er blieb stehen, kehrte um und schritt auf das Kanalufer zu, wobei er das Loch im Eis im Auge behielt. Seine Schritte wurden schneller und schneller, und als der Büttel gar nicht wieder auftauchen wollte, begann er zu rennen.

Gerade als er an die Stelle kam, wo er das Ufer erreicht hatte, begann sich das Wasser wieder zu bewegen, und langsam tauchte Hartogs Kopf auf. Wasser lief über seine vor Angst geweiteten Augen. Er hustete und versuchte, etwas zu rufen; aber er war zu schwach, um auch nur das Geringste zu unternehmen.

Der Flüchtling blickte über den Kanal auf die Menschenmenge. Dann riss er sich seinen Mantel vom Leib und kletterte die Uferböschung hinab. Am Eisrand ließ er sich auf den Bauch fallen und robbte sich mit Armen und Beinen auf die blanke Fläche.

Als er in Reichweite war, schleuderte er seinen Mantel vor das Wasserloch, damit der Ertrinkende ihn ergreifen konnte. Aber Hartog war schon soweit hin,



dass er die helfende Hand nicht mehr wahrnahm. Der Flüchtling rief nach ihm, zog seinen Mantel wieder zurück und ließ ihn noch einmal aufs Eis klatschen, genau hinter des Büttels Kopf.

Alles vergeblich. Nun glitt er noch dichter heran, streckte die Hand aus und ergriff den Haarschopf des Ertrinkenden.

Ganz am Eisrand liegend, musste er nun zurückkriechen. Dabei versuchte er, den Menschen auf das Eis zu ziehen; aber der Winkel war falsch und der Mann zu schwer. Schließlich wagte es der Verfolgte, aufzustehen; so konnte er den Büttel etwas anheben.

Die Eiskante begann zu bröckeln, aber der Flüchtling brach nicht ein. Er konnte beim Rückwärtskrabbeln Hartogs Kopf und Schultern über Wasser halten. Vorsichtig, ganz vorsichtig zog er den schweren Mann auf das Eis. Der Büttel begann sich zu rühren. Hustend und spuckend gelang es ihm, die Beine aus dem eisigen Wasser zu ziehen, und mit Hilfe des Flüchtlings begann er selbst zu kriechen.

Gemeinsam erreichten sie das sichere Ufer, als von der anderen Seite des Kanals laute Beifallsrufe ertönten. Als beide oben am Ufer standen, legte der Flüchtling seinen Mantel um die Schultern des frierenden Mannes, der sich an ihm festhielt.

Auf der anderen Kanalseite hielt hinter der gaffenden Menge ein Pferdewagen mit hartem Ruck an, und ein sehr dicker Mensch in prächtigem Gewand stieg aus. Adriaen bemerkte, wie die Menge ihm eine Gasse öffnete, damit er an den Kanal treten konnte. Daraus schloss Adriaen, es müsse wohl der Bürgermeister von Asperen sein.

»Gut gemacht, Büttel!«, rief der Bürgermeister über den Kanal. »Pass ja auf den Kerl auf, der soll uns nicht wieder davonkommen.«

Die Menge murrte laut, und der Büttel rief zurück:
»Aber er hat mir gerade das Leben gerettet. Warum soll ich ihn dann festhalten. Er hat mich aus dem Kanal gezogen!«

»Lasst ihn laufen, Herr Bürgermeister!«, schrien einige aus der Menge.

»Ja, gebt dem Menschen eine Chance zu entkommen!« Andere stimmten ihnen bei, indem sie wild klatschten.

Der Bürgermeister drehte seinen gewichtigen Körper der Menge zu. Sein Gesicht war ernst und drohend.
»Wir schaffen keine Rechtsprechung, wenn wir Gefangene laufen lassen«, sagte er so laut, dass alle es hören konnten. Dann wandte er sich wieder dem Kanal zu und rief hinüber: »Hartog, wag es ja nicht, den Mann laufen zu lassen. Ich will, dass er sofort hergebracht wird!«

Tatsächlich hielt der Büttel den Flüchtling fest; aber eher, um sich zitternd an ihn zu klammern, als ihn am Fortlaufen zu hindern. »Bitte, Herr!«, rief er zurück. »Ich bin fast erfroren, und dieser Mensch hat mir das Leben gerettet. Er hätte leicht fliehen können ... aber er kam zurück, um mich zu retten.«

»Lasst ihn laufen, Herr!«, erhob sich von neuem ein vielstimmiges Geschrei aus der Menge.

»Du hältst ihn fest«, schnauzte der Bürgermeister ungerührt zurück. »Dass er umgekehrt ist, um dich zu retten, zeigt doch nur, wie verrückt diese Ketzer sind.«

»Ein Ketzer, einer, der vom Glauben abgefallen ist?« Während diese Worte unter der Menge die Runde

machten, schlug ihre Meinung augenblicklich um.
»Verbrennt ihn! ... Auf den Scheiterhaufen mit ihm!«

Adriaen erschrak. Dieselben Leute, die eben noch um die Freilassung dieses Menschen gebeten hatten, forderten Minuten später seinen Tod. Sie handelten wie Zirkuszuschauer, die nur immer neue »Unterhaltung« wollen. Jetzt schrien sie im Chor: »Auf den Scheiterhaufen! Auf den Scheiterhaufen!«

»Aber ich zittere so schrecklich vor Kälte ... Ich glaube kaum, dass ich gehen kann, Herr Bürgermeister«, protestierte der Büttel auf der anderen Kanal-seite, indem er sich an sein Opfer klammerte.

»Mach dir darüber keine Gedanken, Hartog!«, schrie der Rotgesichtige hinüber, der immer noch dicht bei Adriaen stand. »Du wirst dich bald am selben Feuer wärmen können, in dem dein Mann gebraten wird.«

Der Pöbel grölte vor Lachen.

»Du hältst ihn fest, oder ich muss dich an seiner Stelle hinrichten. Dann wirst du wissen, wie warm dir wird«, drohte der Bürgermeister. »Also ... ab nach Westen, am Kanal entlang bis zur Walensbrücke. Ich fahre mit dem Wagen dorthin und treffe euch dort. Verstanden?«

Der Bürgermeister bestieg wieder seinen Wagen, der Kutscher knallte mit der Peitsche, und ab ging's – den Weg, den er gekommen war.

Mama ist weg!

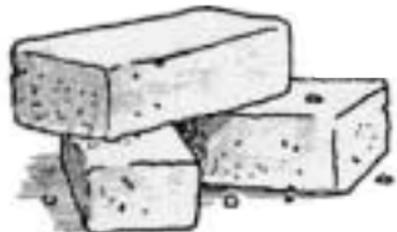
Als der Bürgermeister abgefahren war, strömte der ganze Haufen in die Stadt zurück. Alles redete aufgeregt durcheinander über die zweite »Sondervorstellung«, die sie an diesem Tag zu erwarten hatten: eine Ketzerverbrennung!

Adriaen ging hinter ihnen her, mit gesenktem Kopf und den Händen tief in den Taschen. Ihm gefiel ganz und gar nicht, was er am Kanal erlebt hatte.

Warum wurde der Mensch zum Tode verurteilt? Welche Schandtat hatte er begangen? So schlecht konnte er doch nicht sein, wenn er zurückkam, um den Büttel zu retten ... Und warum hatte der Bürgermeister ihn »Ketzer« genannt?

Adriaen wusste, dass die Beschuldigung, ein Ketzer zu sein, Verschiedenes bedeuten konnte. Manchmal wendete man diese Bezeichnung auf böse Leute an, die nicht an die Wahrheiten des Christentums glaubten und andere mit ihren falschen Lehren verwirren wollten. Aber – und das war das Schlimme – es wurden auch Leute so genannt, die nicht mit den Lehren der offiziellen Staatskirche übereinstimmten.

Der Junge sah sich die Leute an und fühlte sich höchst ungemütlich. Seine eigene Familie gehörte zu einer kleinen »Hausgemeinde« im fernen Antwerpen. Weil sie nicht zur offiziellen Staatskirche gehörten, wurden sie häufig »Ketzer«



genannt. Vor einigen Jahren war es tatsächlich zu einer schweren Verfolgung der »Gläubigen« gekommen, wie sie sich selbst nannten. Mehrere von ihnen waren ins Gefängnis gekommen und gefoltert worden; einige erlitten sogar den Märtyrertod.

Seitdem trafen sich die Gläubigen heimlich in den verschiedenen Wohnungen. Adriaen hatte auch gehört, dass es überall in Europa viele solcher Hausgemeinden gab. Seine Eltern und die meisten anderen Gläubigen im heutigen Holland und Belgien folgten den Lehren eines Mannes mit Namen Menno Simons. So wurden sie bald »Mennonisten« oder »Mennoniten« genannt. Simons selbst war ursprünglich ein römisch-katholischer Priester ... bis er anfang, selbstständig die Bibel zu lesen. Da entdeckte er, dass viele Lehren der Staatskirche falsch waren.

Wildes Gelächter unterbrach Adriaens Gedanken, und das ungute Gefühl kehrte zurück. Er bezweifelte, dass der am Kanal »Gefangene« den Tod verdient hatte; aber am meisten erschreckte ihn, wie schnell sich die Menschenmenge in eine hässliche, blutgierige Meute verwandelt hatte. Eben noch jagten sie den armen Burschen zu ihrem Vergnügen ... dann klatschten sie Beifall, weil er Hartog gerettet hatte ... nur um im nächsten Augenblick seinen Tod zu fordern, weil jemand das Wort »Ketzer« ins Spiel gebracht hatte.

Bei diesem Gedanken konnte man fast wahnsinnig werden!

Ein kalter Wind ließ seine Wangen prickeln und riss ihm den Atem vom Gesicht. Noch etwas anderes quälte ihn bei dieser ganzen Sache. Er fühlte sich

schuldig, aber er wusste nicht warum. Er hatte nicht mitgegrölt, als der Pöbel den Tod des Flüchtlings auf dem Scheiterhaufen forderte. Warum hatte er dann das Gefühl, irgendetwas mit der Sache zu tun zu haben?

Adriaen war schon fast wieder in der Stadt, als ihm einfiel, dass sein Vater ihn zum Sandholen geschickt hatte. *Du liebe Zeit! Jetzt ist Papa auch noch sehr böse auf mich, weil er so lange warten musste.* Adriaen kam zu dem Schluss, er habe deswegen diese Schuldgefühle, weil er nicht getan hatte, was er tun sollte. Schnell lief er in die Stadt, fand die Sandeimer, wo er sie hingelegt hatte, und lief zur Sandgrube. In Windeseile füllte er die Eimer.

»Wo hast du so lange gesteckt?«, fragte Mattheus, als Adriaen schnaufend das Haus betrat. »Ich brauche den Sand doch. Wenn wir heute nicht fertig werden, müssen wir noch einmal hier übernachten. Ich dachte, du würdest gern nach Hause kommen.«

Adriaen schwieg, als er die Eimer entleerte und schnell mit dem Mörtelmischen begann. Aber sein Vater gab sich damit nicht zufrieden: »Ich habe gefragt, wo du so lange gesteckt hast.«

»Ich habe gebummelt«, brummte Adriaen und hoffte, sein Vater sei damit zufrieden.

»Nee, nee! Du hast nicht beim Sandholen gebummelt. Ich war nämlich dort, um nachzusehen, und du warst nicht da. Wo hast du gesteckt?«

Adriaen gab's auf. Dann konnte er auch die ganze Geschichte erzählen. Als er fertig war, sagte er noch:

»Es tut mir wirklich Leid, Vater. Auf dem Rückweg fühlte ich mich schuldig, und das kam sicher daher, dass ich dich habe warten lassen.«

Mattheus hatte tiefe Falten auf der Stirn und rieb sich gedankenvoll das Kinn. »Es stimmt. Ich war sehr ärgerlich, weil du mich warten ließest. Aber ich fürchte, es gibt noch etwas anderes, was dir Schuldgefühle bereitete.«

»Wieso? Was meinst du? Ich habe sonst nichts gemacht«, wehrte sich Adriaen.

»Ich verurteile dich nicht, mein Junge. Aber du hast selbst eben erzählt, wie gemein der Pöbel wurde, und du standst mitten dazwischen. Auch du bist mitgelaufen, um dir mit anzusehen, wie man einen solchen armen Kerl zur Strecke bringt.«

»Aber ich habe mir nichts Böses dabei gedacht.«

»Sicher nicht. Das tut keiner. Die Sünde beginnt immer ganz klein – hier, indem man sein Vergnügen an dem Unglück eines anderen sucht. Was dir Kopfschmerzen macht, war, dass du nahe daran warst, an ihrem Blutdurst teilzuhaben.« Mattheus bückte sich, um die restlichen Steine für den Kamin zurechtzustellen, während der Junge den Mörtel zu Ende mischte. »Das ist eine sehr reife Erkenntnis, die dir gedämmert ist, mein Sohn. Die meisten Erwachsenen verstehen die Lehre Jesu nicht: ›Wer im Geringsten treu ist, ist auch in vielem treu, und wer im Geringsten ungerecht ist, ist auch in vielem ungerecht.«

Der Junge dachte einen Augenblick nach. »Du hast Recht, Papa, schon die Tatsache, dass ich dabei gewesen bin, lässt mich schuldig werden.«

»Nun, der Herr vergibt dir. Nur, denk immer dran: Wenn jemandem Unrecht zugefügt wird und wir können ihm nicht helfen, bestärken wir durch unser Dabeisein die Bösen. Das ist genauso wie in einer Familie. Wir sind nun mal ›unseres Bruders Hüter‹.«

Adriaen brachte seinem Vater den fertigen Mörtel, dann arbeiteten sie schweigend nebeneinander, bis der Vater sagte: »Sag mal, wie sah der Mensch aus?«

»Du meinst, der Flüchtling? Er war spindeldürr – aber stark. Er schaffte es, den dicken Büttel aus dem Wasser zu ziehen. Ich weiß sonst nicht viel von ihm – er war ja auf der anderen Kanalseite.«

»Denk doch mal scharf nach. Wie sah er aus?«

»Na ja, er hatte ein spitzes Kinn mit einem dünnen roten Bart und eine sehr spitze Nase.«

»Trug er einen schäbigen blauen Mantel mit einem zerschlissenen Pelzkragen, der aussieht, als habe ihn schon mal einer fortgeworfen?«

»Wieso? Ja. Tatsächlich, den hat er dem Büttel zugeworfen, als er ihn aus dem Wasser zu ziehen versuchte; aber das wollte nicht so richtig klappen. Aber woher weißt du das?«

»Weil dieser Mann genauso wenig ein Ketzer ist wie ich. Er heißt Dirk Willems, und er ist einer unserer Brüder. Ich habe ihn vor drei Tagen noch gesprochen.« Plötzlich bekam Adriaen einen trockenen Mund. »Meinst du, dass die Verfolgungen wieder losgehen?«, fragte er ganz leise.

»Möglich. Ich habe gehört, dass der Kaiser wieder versucht, die Evangelischen auszurotten, vor allem die ›Wiedertäufer‹, wie sie uns nennen, weil wir dar-

auf bestehen, uns erst dann taufen zu lassen, nachdem wir gläubig geworden sind. Ich habe auch gehört, dass sie neue Anstrengungen unternehmen, Menno Simons zu fangen.« Mattheus seufzte. »Ich bin ganz bestimmt froh, diese Stadt bald verlassen zu können, um nach Hause zu kommen. Wir gehören hier nicht zu der Gemeinde. Deshalb wissen wir nicht, wem wir vertrauen können, wenn wir einmal Hilfe brauchen. Und als Fremde ziehen wir sowieso die Aufmerksamkeit der Leute auf uns.«

Es war schon ziemlich dunkel, als sie die Arbeit geschafft hatten. Der Hausherr hatte keine Lust, das Werk so spät noch zu begutachten. »Warum hat das nicht Zeit bis morgen?«, murrte er, als er mit den Händen über die kalten Steine fuhr.

»Entschuldigt bitte, mein Herr«, sagte Mattheus, »aber wir möchten uns gern morgen beim ersten Tageslicht auf den Heimweg machen – vorausgesetzt, Sie sind mit unserer Arbeit zufrieden – und wir wissen ja, dass Sie nicht gern so früh geweckt werden wollen.«

»Das würde euch schlecht bekommen! Aber wie soll ich wissen, dass dieser Kamin richtig zieht und nicht beim ersten Anzünden mein ganzes Haus voll Rauch ist? Außerdem weiß ich auch, dass man erst Feuer machen kann, wenn der Mörtel richtig trocken ist.«

»Das stimmt. Ich würde empfehlen, mit dem Heizen drei Tage zu warten. Aber seht her.« Der Maurer nahm eine Hand voll Stroh, entzündete es an einer Kerze und hielt es in die Kaminöffnung. »Da ... Sehen Sie, wie der Rauch in den Schornstein gezogen wird? Wenn er im kalten Zustand zieht, wird er das bestimmt noch besser tun, wenn er warm ist.«

»Möglich«, murmelte der Kaufmann. »Ich nehme mal an, du hast Recht. Hier ist also euer Lohn. Und dann: Gute Reise!«

»Schönen Dank ... herzlichen Dank, mein Herr. Und wenn Sie wieder etwas zu tun haben, lassen Sie es mich bitte wissen, mein Herr. Noch mal: Vielen Dank!«

»Ja, ich brauche eine neue Gartenmauer ...«

»In Ordnung. Vielleicht im Frühjahr; aber nun müssen wir erst einmal nach Hause zu unserer Familie.«

Am dritten Abend kamen Vater und Sohn müde in ihrer Heimatstadt Antwerpen an und freuten sich schon auf Maeyken Wens' herzhaft Kochkunst. Adriaen brannte darauf, sie und auch seine Geschwister wiederzusehen. Elsie war zehn Jahre alt und half der Mutter schon tüchtig in der Küche. Mit sechs Jahren hatte die stille Levina auch schon ihre Aufgaben: Meistens musste sie auf ihren dreijährigen Bruder Hans aufpassen, der sonst allzu leicht Dummheiten anstellte.

Doch als sie in ihre Straße einbogen, war kein Licht in den kleinen Fenstern ihrer Wohnung über dem Schlachterladen zu sehen, auch kam kein Rauch aus ihrem Schornstein.

Mit großer Angst im Herzen stiegen sie die Außentreppe hinauf. »Hallo ...! Wir sind wieder zu Hause!«, rief Adriaens Vater, als er die Tür öffnete, doch niemand gab Antwort. Die Stube war kalt. Der Herd war kalt. Schon seit einiger Zeit war niemand hier gewesen.

Sie klopfen an die Tür der Nachbarn. Zuerst kam niemand an die Tür. Sie hatten aber ein schwaches Licht in deren Zimmer gesehen, als sie noch auf der Straße waren. So klopfen sie weiter an. »Hallo! Ich bin's, Mattheus. Wisst ihr etwas über Maeyken und die Kleinen?«

Endlich vernahmen sie schlurfende Schritte von drinnen, und die hastig gesprochenen Worte einer Frau drangen durch die Tür: »Geht weg! Haut bloß ab!«

»Aber was ist geschehen? Wo ist meine Frau?«, ließ Mattheus nicht locker.

»Weiß ich nicht. Ich weiß gar nichts von ihnen. Bloß weg mit euch!« Das Schlurfen der Schritte erstarb und das Licht im Türspalt erlosch.

»Wo mögen sie sein?«, fragte Adriaen in größter Angst, während er seinem Vater die Stufen hinab folgte. Sie blickten voller Ungewissheit die Gasse hinunter, ob sie wohl etwas über den Verbleib ihrer Lieben erfahren konnten.

Mattheus sagte: »Ich bin in schwerer Sorge, Adriaen. Mutter hätte uns bestimmt irgendeine Botschaft zukommen lassen, weil sie doch wusste, dass wir bald zurückkommen würden. Es muss etwas passiert sein, was sie daran hinderte.«

»Wir sollten zu den Metsers gehen«, riet Adriaen. »Vielleicht wissen sie, wo Mutter ist.«

»Möglich ... und ich glaube, du hättest auch nichts dagegen, Betty zu sehen«, zog ihn sein Vater auf und versuchte dadurch, sich und ihn auf etwas andere Gedanken zu bringen.

Adriaen wurde rot. Betty war ein Waisenkind, etwa so alt wie er, und wohnte bei den Metsers. Diese gehörten auch zu der Untergrundkirche. Bettys Mutter war bei der Geburt gestorben, und ihren Vater kannte sie nicht. Eine Zeit lang hatte sie bei einer Tante gelebt, doch als sie zehn wurde, mochten ihre Verwandten nicht mehr von ihr »belästigt« werden und jagten sie einfach auf die Straße. Die Metsers fanden sie beinahe verhungert und nahmen sie auf. In ihrem Haus hörte sie etwas über Jesus und wurde eine aufrichtige Gläubige. Sie hatte sich zu Adriaens Verwunderung sogar schon »wiedertaufen« lassen, genauso wie seine eigenen Eltern.

Adriaens Familie zog ihn wegen Betty auf. Er dagegen behauptete steif und fest, sich überhaupt nicht für sie zu interessieren. Nur manchmal. Wenn er allein war, gab er zu, sie doch irgendwie gern leiden zu können – ein bisschen – vielleicht ...

Außerdem erhellte sich sein Gemüt ein wenig bei dem Gedanken, jemanden zu haben, zu dem man gehen, an den man sich wenden konnte. Wenn etwas Schreckliches passiert war, brauchten sie hilfreiche Freunde, und niemand war vertrauenswürdiger als diese Glaubensgenossen. All das ging Adriaen durch den Kopf, als er mit seinem Vater im Eilschritt zu den Metsers lief.

Als Mattheus Wens geklopft hatte, öffnete Johann Metser sofort und bat sie herein. Dann blickte er nach links und rechts die Straße entlang, bevor er eilig die Tür verschloss.

»Papa!«

Ein wilder Schrei drang aus dem Nebenzimmer, und Hans, Adriaens kleiner Bruder, rannte herbei und warf sich in die Arme seines Vaters, gefolgt von sei-



nen beiden Schwestern Elsie und Levina, die Mattheus und Adriaen abküssten und umarmten.

»Wir haben uns Sorgen um euch gemacht!«, sagte Adriaen seinen Schwestern, wobei er sich losmachte. »Warum seid ihr nicht zu Hause? Und wo ist Mama?«

»Das ist eine lange Geschichte«, warf Johann Metser schnell ein und blickte zu dem kleinen Fenster, das zur Straße hinausging. »Aber erst ... setzt euch und esst erst mal ein wenig. Ihr habt eine lange Reise hinter euch.«

Frau Metser war eine runde, mütterliche Person. Sie setzte ihren Gästen eine Suppe vor, die sie auf dem Ofen warm gehalten hatte. Und Betty, deren lange, wachsblonde Haare unter ihrer Haube hervorschauten, füllte Adriaen und seinem Vater schüchtern die Teller voll und stellte Brot dazu. Die anderen Wens' standen um ihren Vater und ihren Bruder herum und sahen beiden beim Essen zu.

Wieder zog Johann Metser den Vorhang einen schmalen Spalt weit zur Seite und spähte hinaus.

»Du bist so nervös wie eine eingesperrte Katze, Johann«, sagte Mattheus unwillig und riss sich dabei ein großes Stück Brot ab. »Erwartest du jemanden? Was ist mit Maeyken ...? Kommt sie bald, die Kinder abzuholen? Wohin ist sie überhaupt gegangen? Wir waren sehr erschrocken, als wir sie zu Hause nicht vorfanden.«

»Nun«, sagte Johann und ließ den Vorhang zurückfallen, »ich wollte mich nur vergewissern, dass euch niemand gefolgt ist, Mattheus. Und was Maeyken be-

trifft« – dabei sah er seine beiden Besucher traurig an – »der Grund ist, sie ist nicht hier, weil ...« Er schwieg wieder und suchte nach Worten.

»Ja, ja – endlich raus mit der Sprache!«, rief Mattheus ungeduldig und gleichzeitig voll der schlimmsten Befürchtungen.

Johann Metser holte tief Luft. »Deine Frau ... haben sie gefangen genommen.«

Gefangen

Gefangen!« Mattheus Wens wollte es nicht glauben, obwohl er es bereits vermutet hatte. »Aber ... Wie? Warum?«

Nach und nach kam die ganze Geschichte heraus: Maeyken Wens und zwei andere Frauen waren zu den Munstdorps zu einer Gebetsversammlung gegangen, als plötzlich Soldaten eindrangten und alle fünf Gläubigen verhafteten. Sie kamen ins Antwerpener Gefängnis, und die Stadtbeamten suchten nun die Verwandten und Freunde, um die kleine Untergrundkirche in der Stadt zu zerschlagen.

Adriaen starrte nur auf seine Suppenschüssel, deren Inhalt langsam kalt wurde. Mama im Gefängnis? Das durfte nicht wahr sein! Doch nicht seine freundliche und liebevolle Mutter!

»Sobald wir erfahren hatten, was passiert ist, holten wir eure Kinder und brachten sie hierher ... Das war gestern Morgen«, mischte sich Frau Metser in das Gespräch.

»Gott segne euch dafür«, sagte Mattheus. Ihm fiel das Sprechen schwer. »Wissen die Behörden jetzt, wo wir sind, und wer wir sind?«

»Ich glaube nicht«, sagte Johann. »Eure Nachbarsfrau mag misstrauisch sein. Sie wollte wissen, warum ich mit den Kindern sprach und machte ein Riesentheater, bis eins



deiner Mädels ihr versicherte, wir seien gute Bekannte. Kann man ihr trauen?«

»Das weiß nur Gott«, seufzte Mattheus und zupfte seinen kurzen Bart. »Sie ist eine gute Frau, aber ich weiß nicht, was sie von den Wiedertäufern hält. Heute Abend wollte sie mir nicht einmal die Tür öffnen. Sie rief nur immerzu: ›Geht weg, geht weg!‹«

»Dann fürchtet sie sich vor etwas«, warf Frau Metser ein. »Vielleicht kann ich morgen mit ihr sprechen und herausfinden, ob sie das, was sie weiß, für sich behält.«

»Herzlichen Dank, Schwester Metser ... das wird das Richtige sein. Und morgen will ich Maeyken im Gefängnis besuchen«, sagte Mattheus.

»Nein, nein! Auf gar keinen Fall, Mattheus«, warnte ihn Johann Metser und sah wieder prüfend aus dem Fenster. »Der Magistrat sucht überall und würde sich nur freuen, wenn er dich auch schnappen könnte, wenn du deine Frau besuchst.«

»Aber ... wir können doch Mama nicht einfach im Gefängnis lassen, ohne mit ihr Kontakt aufzunehmen!«, rief Adriaen entrüstet. »Sie würde uns bestimmt besuchen, egal wie gefährlich das sein mag.«

»Aber du bringst damit nicht nur dich in Gefahr«, antwortete Frau Metser. »Wenn sie herausfinden, dass Mattheus ihr Mann ist, würde das uns alle in große Gefahr bringen. Das dürfen wir nicht zulassen. Die Sicherheit der ganzen Gemeinde steht auf dem Spiel.«

»Aber ... wie würdet ihr euch fühlen, wenn ihr im Gefängnis wärt und niemand euch besuchen würde?

Das kann man doch nicht machen!« Adriaen geriet in großen Zorn. Ihm schien das eine feige Gemeinheit zu sein. Dann erinnerte er sich an etwas:

»Ich war im Gefängnis, und ihr habt mich besucht«, platzte es aus ihm heraus, und das stand in der Bibel. »Jesus hat gesagt, dass solche Leute Erben des Himmels werden würden. Aber die anderen schickt er in die Hölle und sagt dabei: ›Ich war im Gefängnis, und ihr habt mich nicht besucht.‹ Ich erinnere mich gut an diesen Vers. Bruder Metser, du hast selbst neulich darüber gepredigt. Wir können sie also nicht einfach allein lassen!«

Alle schwiegen. Schließlich sagte Frau Metser mit einem schmerzlichen Zug im Gesicht: »Ich weiß, mein Junge. Es ist schrecklich, sie nicht besuchen zu können, aber ...«

»Das Beste was wir tun können, ist sicher beten«, mischte sich Betty ein.

»Beten? Wofür denn? Außerdem kannst du das leicht sagen«, antwortete Adriaen bitter. »Deine Mama ist nicht in diesem furchtbaren Gefängnis ...« Mitten im Satz hielt er inne, als ihm bewusst wurde, dass sie überhaupt keine Mutter mehr hatte.

Etwas später zog die Familie – der Vater, der große Sohn und die drei Kleinen – schweigend durch die Straßen von Antwerpen, um zu ihrer Wohnung zu kommen. Sie hielten sich dicht an die Mauern der Häuser und blickten immer in alle Seitenstraßen und um alle Hausecken. Alles schien gut zu gehen, bis plötzlich ein Riesenkerl aus einer Toreinfahrt trat. »Stehen bleiben!«, befahl er und verstellte ihnen den Weg.



»Freund, lass uns bitte durch«, sagte Mattheus so freundlich wie möglich.

Die Gestalt packte Vater bei den Schultern. »Nicht bevor ihr mir sagt, was ich wissen muss.«

Adriaen hatte schreckliche Angst. Sollte er die Kleinen nehmen und weglaufen? Sollte er den Mann ablenken, damit sein Vater sich losmachen konnte? Ob da noch mehr Leute auf sie lauerten, um sie alle zu verhaften? Sein Vater schien nicht bange zu sein. »Was musst du denn wissen?«, fragte er ruhig.

»Ich muss wissen ... ich muss wissen, wohin Georg gegangen ist. Hast du ihn gesehen? Er hat unseren Weinkrug genommen. Wir wollten ihn gemeinsam austrinken ... alles ganz ehrlich teilen. Aber als ich aufgewacht bin, war er weg. Darum muss ich wissen, wo er ist.« Der Mensch begann zu schwanken.

Adriaen atmete erleichtert auf. Der war kein Stadtbüttel ... nur einer, der zu viel getrunken hatte.

»Tut mir Leid«, sagte Mattheus, »wir kennen keinen, der Georg heißt. Aber wenn du nicht weißt, wo du schlafen kannst, nehmen wir dich mit nach Hause. Dahin sind wir gerade unterwegs.«

»Schönen Dank, schönen Dank, aber sag mir, hast du Georg gesehen? Ich muss ihn finden.« Der Mann stolperte in die Nacht hinaus, und Mattheus eilte mit den Seinen nach Hause.

Adriaen konnte nur schlecht schlafen, nicht nur, weil alles so kalt war. Jedes Mal, wenn er sich herumdrehte, hatte er das schreckliche Gefühl, etwas Furchtbares sei geschehen. Zuerst war ihm nicht klar, um was es sich handelte. Dann wurde es ihm wie ein

Faustschlag bewusst: Mama war im Gefängnis! Nichts war mehr in Ordnung. Er warf sich hin und her, und dauernd ging es ihm durch den Kopf: »Ich war im Gefängnis, und ihr habt mich nicht besucht ... Ich war im Gefängnis, und ihr habt mich nicht besucht.« Schließlich – es kam ihm wie Stunden vor – fiel er in einen unruhigen, von Träumen geplagten Schlaf.

Als es Morgen wurde, hätte Adriaen heulen können. Warum war das geschehen? Hatte er etwas falsch gemacht? Wollte Gott ihn strafen, indem er ihm seine Mutter wegnahm? Er durchforschte sein Gedächtnis, und ihm fiel ein, wo er seine Geschwister schlecht behandelt hatte und gegen seine Eltern ungehorsam gewesen war.

Dann erinnerte er sich, der Menge in Asperen gefolgt zu sein, um zuzuschauen, wie der Pöbel Dirk Willems gehetzt hatte. Das muss es sein! Hatte ihn nicht auch sein Vater getadelt, dass er mitgelaufen war? Gott wird jetzt böse auf mich sein ... Er straft mich, weil ich hinter dem Büttel hergelaufen bin. Bei diesen Gedanken merkte Adriaen, wie eine gewaltige Wut in ihm aufstieg. *Wenn Gott Mama ins Gefängnis kommen ließ, weil ich dem Büttel nachgelaufen bin, dann ist Gott ungerecht, total ungerecht!* Warum sollte Mama für etwas büßen, was er – Adriaen – getan hatte? So gesellten sich zu seinem Zorn tiefe Schuldgefühle.

An diesem Morgen ging Mattheus wie üblich aus dem Haus. »Ich muss sehen, ob ich bei dem Brückenbau Arbeit bekommen kann«, sagte er Adriaen. »Sie bezahlen dort nicht so gut wie private Arbeitgeber. Aber wenn sie uns noch nicht entdeckt haben, muss das Leben möglichst wie gewohnt weitergehen. Ein

fester Arbeitsplatz an öffentlicher Stelle wird am wenigsten Argwohn wecken.«

Adrian war sprachlos! *Zur Arbeit gehen? Wie kann das Leben denn einfach ganz normal weitergehen, wenn Mama doch im Gefängnis ist?* Er konnte seinen Vater nicht verstehen.

Tatsächlich bekam Mattheus Arbeit beim Brückenbau. Aber es war schwere Arbeit und dauerte bis zum Dunkelwerden. Kam er dann nach Hause, fragte er besorgt, ob die Kinder irgendetwas Neues von ihrer Mutter gehört hatten.

Während der Vater arbeitete, passte Adriaen auf seine Geschwister auf ... Aber es war schlimm, wenn Hans sich mittags in den Schlaf weinte, weil Mama nicht da war. Die Mädchen gaben sich alle Mühe, aber immer wieder geriet ihnen bei der Hausarbeit oder beim Kochen etwas daneben, was Adriaen in Ordnung bringen musste. Und dann waren da die endlosen Nächte. Adriaen lag im Dunkeln wach und kämpfte mit dem schrecklichen Gefühl, dass alles falsch lief.

So war er beinahe froh, wenn er die Wohnung morgens verlassen konnte, um das Schmutzwasser auf die Straße in die Abflussrinne zu schütten und frisches Wasser aus dem Stadtbrunnen zu holen. Dass er nicht wusste, wie es Mutter ging, brannte in ihm wie eine offene Wunde in seinem Herzen, noch dazu, weil er sich die Worte Jesu nicht mehr aus dem Sinn schlagen konnte: »Ich war im Gefängnis, und ihr habt mich nicht besucht.« Einer musste Mutter besuchen.

Langsam reifte in ihm der Gedanke: *Vielleicht kann man Jesus damit gehorchen, wenn man meine Mama im Gefängnis besucht. Und wenn sie kein anderer besucht, dann sollte ich das tun. Niemand hält einen Jungen wie mich für ein Mitglied der Untergrundkirche.*

Das war ganz vernünftig gedacht. Die Wiedertäufer glaubten nämlich, dass ein Mensch erst als Erwachsener die »bewusste Entscheidung« treffen konnte, Mitglied der Gemeinde werden zu können. Sie taufte keine Neugeborenen in die Gemeinde hinein wie die Staatskirchen. »Die Kindertaufe ist eine Verhöhnung der christlichen Taufe«, hatte Menno Simons seine Nachfolger gelehrt. »Wie kann ein kleines Kind begreifen, dass es ein Sünder ist, und wie kann es den Entschluss fassen, Buße zu tun und sein Leben Christus zu übergeben? Man muss alt genug sein, um zu wissen, was man tut, bevor die Taufe irgendeine Bedeutung haben kann.«

Aber Adriaen war alt genug, eine solche Entscheidung treffen zu können. Betty hatte es schon getan. Sie hatte sich im vorigen Herbst taufen lassen. Seitdem hatte Adriaen oft darüber nachgedacht, ebenfalls ein Jesus-Nachfolger zu werden. Weil er in einer Familie aufgewachsen war, wo man sich nach der Bibel richtete, wollte auch Adriaen tun, was Jesus sagt, auch wenn er noch nicht getauft war. Aber manchmal wusste er auch nicht so recht, was er eigentlich wollte.

Jetzt war wieder so ein Fall. *Warum sollte ich mein Leben einem Gott geben, der es zuließ, dass meine unschuldige Mutter im Gefängnis sitzt?* murmelte er vor sich hin, während er die schweren Wassereimer die Stiege zu ihrer Wohnung hinaufschleppte.

Wäre Adriaen ehrlich zu sich selbst gewesen, dann hätte er zugeben müssen: »Ich will nicht in erster Linie Gottes Willen tun, sondern ganz einfach meine Mama wiedersehen.« Einer musste sie doch besuchen – und wenn kein anderer ins Gefängnis gehen wollte, dann musste er es eben selbst machen!

Hinter Schloss und Riegel

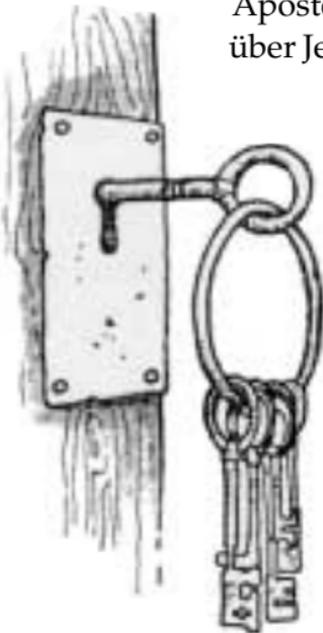
Am nächsten Tag war Sonntag, so dass Adriaen keine Gelegenheit hatte, seine Mutter zu besuchen. Gewöhnlich gingen am Sonntag die Wens' und die Metsers, die Munstdorps und eine Reihe anderer Familien zu einer Scheune oder einem Lagerhaus, um sich dort zum Gottesdienst zu versammeln. Aber seit der Verhaftung der Munstdorps und der beiden anderen Frauen glaubte Adriaen nicht, dass die kleine Gemeinde es wagen würde, dort Gottesdienst zu feiern.

Er hatte Recht. An diesem Morgen behielt Mattheus Wens seine Kinder zu Hause. Sie sangen einige Lieder und beteten für ihre Mutter. Dann sagte er: »Es gibt in der Apostelgeschichte im zwölften Kapitel eine Geschichte, die ich euch erzählen möchte. Der

Apostel Petrus war wegen seiner Predigt über Jesus durch den König Herodes eingesperrt worden, aber die Gemeinde betete unablässig für ihn.«

Adriaen gefiel das nicht. Musste sein Vater ausgerechnet diese Geschichte erzählen?

»In der Nacht vor der Urteilsverkündung«, fuhr Mattheus fort, »schief Petrus, der mit Ketten an zwei Soldaten gefesselt war. Weitere Söldner bewachten



die Tore des Gefängnisses. Plötzlich erschien ein Engel des Herrn, und es wurde ganz hell in der Zelle, so dass Petrus aufwachte. »Steh schnell auf!« sagte der Engel, und die Ketten fielen von Petrus ab. Dann sagte der Engel: »Zieh deine Kleidung und deine Schuhe an und folge mir!« Petrus ging hinter dem Engel her aus dem Gefängnis. Sie gingen an der ersten und an der zweiten Wache vorbei, und als sie an das eiserne Tor kamen, das in die Stadt hinausführte, tat es sich von selbst auf. Sie gingen hindurch und dann die Straße entlang. Plötzlich war der Engel fort, und Petrus ging zu einem Haus, wo andere Gläubige versammelt waren.«

Mattheus hielt inne und blickte seine Kinder der Reihe nach an.

»Ist der Engel auch unterwegs, um Mama aus dem Gefängnis zu lassen?«, fragte Hans mit weit geöffneten Augen.

»Das kann ich wirklich nicht sagen, mein Kind. Aber unsere Aufgabe ist es, zu beten, wie die Gemeinde es in der Apostelgeschichte getan hat.«

»Du machst ihnen bloß unnütze Hoffnungen«, sagte Adriaen bitter.

Mattheus blickte traurig auf seinen Ältesten. »Nein, nein, keine unnützen Hoffnungen. Überhaupt geht es hier nicht um Hoffnungen, sondern darum, uns gegenseitig in unserem Glauben zu unterstützen. Das ist ein großer Unterschied.«

»Welcher bitte?«

»Wir erhoffen manches, und es ist wichtig, dafür zu beten. Gott sagt uns, dass wir unsere Anliegen vor ihn

bringen sollen – und er wird uns erhören. Wir erhoffen Mamas Freilassung und beten dafür ... Aber Gott hat uns nicht verheißen, wie er unsere Bitten wegen Mama beantworten wird. Das gilt für die meisten persönlichen Bitten. Wie können wir es aber überleben, wenn nicht eintrifft, was wir sehnlichst erhofften?«

Gute Frage, dachte Adriaen.

»Da kommt der Glaube ins Spiel«, fuhr der Vater fort. »Glaube ist das Vertrauen, dass Gott wirklich da ist, dass er uns lieb hat, unsere Gebete hört und alles in der Hand hat – egal, was geschieht.«

»Das klingt, als ob du sagen willst, Gott könne Mama auch sterben lassen, obwohl wir für ihre Freilassung gebetet haben. Wieso sollten wir an einen Gott glauben, wenn er uns so etwas Schreckliches zufügt?«, fragte Adriaen herausfordernd.

»Gott hat versprochen, dass alle Dinge denen zum Guten mitwirken würden, die Gott lieben«, antwortete Mattheus freundlich. »Was uns jetzt schlimm vorkommt, wird auf die Länge gesehen das Allerschönste für uns werden und auf eine Weise etwas so Gutes bewirken, wie wir es uns jetzt überhaupt nicht vorstellen können. Der Glaube, dass Gott uns liebt und alles in der Hand hat, ist das Einzige, was uns aufrechterhält.«

Zuerst schien das, was sein Vater sagte, vernünftig zu klingen ... Doch dann dachte er an seine Mutter. Und da gab es nur eine gute Lösung: Sie musste freigelassen werden.

»Nun«, sagte Mattheus, als er aufstand und damit andeutete, dass die Morgenandacht zu Ende war, »ist

bald Zeit zu gehen. Nehmt eure Mäntel und zieht sie an. Es ist heute kalt draußen.«

»Wohin gehen wir, Papa?«, fragte der kleine Hans, während er seinen Mantel holte.

»Die anderen Glaubensgeschwister sehen.«

»Aber ich dachte, es sei heute zu gefährlich dafür?«, meinte Elsie. »Stimmt. Aber wir haben vorgesorgt.«

Bald waren die Wens am Ufer der Schelde. Hier war der Fluss sehr breit, und das Wasser floss nur langsam dem Meer zu. Bei Flut strömte sogar das Salzwasser flussaufwärts. Die Scheldemündung war eigentlich eine kleine Meeresbucht, und das war gut für den Hafen von Antwerpen, in dem viele Schiffe aus aller Herren Länder an den Kaimauern lagen.

Am Ende eines schmalen Stegs konnten sie eine Reihe von Leuten in ein großes Ruderboot steigen sehen. Plötzlich entdeckte Adriaen, dass es sich um die Mitglieder der Untergrundkirche handelte. Die Metters waren genauso da wie viele andere.

»Jetzt grüßt aber niemanden«, sagte Mattheus Wens leise zu seinen Kindern, als sie näher herankamen.

»Tut, als wärt ihr Fremde, die sich zufällig zusammengefunden haben, um die Schelde zu überqueren.«

»Wohin geht's?«, fragte Adriaen missmutig und hielt sich hinter den anderen. Falls sie aus Antwerpen fliehen wollten, würde er nicht mitfahren. Er würde nicht seine Mutter einsam im Kerker zugrunde gehen lassen.

»Nun komm schon, Junge. Mach kein Theater.«

»Ich lasse Mama nicht allein!«

»Unsinn. Wir verlassen sie alle nicht. Glaube mir. Aber jetzt komm und sei vernünftig!«

Zögernd ging Adriaen auf die kleine Landebrücke zu und kletterte ebenfalls ins Boot. Er verstand noch nichts. Aber er zählte die Anwesenden. Es waren sechzehn. Dann ergriffen an jeder Seite drei Männer die Ruder, und langsam bewegte sich das große Boot hinaus in die Schelde. Johann Metser saß hinten und hielt das Steuer.

Als sie so weit draußen waren, dass die Leute am Ufer und die Matrosen auf den Schiffen sie nicht mehr hören konnten, atmeten sie erleichtert auf und begannen, sich zu begrüßen.

»Ich grüße dich, Schwester Metser ... und auch dich, Betty.«

»Mattheus! Wir sind sehr traurig über das, was wir von Maeyken ...«

»Hat jemand etwas über die Munstdorps erfahren?«

Bisher gab es keine Meldungen. Einerseits war das eine gute Nachricht: Die Gefangenen waren noch nicht hingerichtet worden. Sie wurden vielleicht vors Gericht gestellt. Aber jeder hätte doch gern Genaueres gewusst.

Als die Ruderer weiter hinausfuhren, wurde der Fluss immer breiter, und eine kalte Brise rührte kleine Wellen auf. Der leichte Wind und das Schlagen der Wellen verhinderten, dass die Menschen am Ufer sie hören konnten. Johann Metser sagte: »Das sollte genügen. Lasst uns ein Lied singen!«



Auf diese Weise hielt die kleine Wiedertäufer-Gruppe an diesem kalten Sonntagmorgen ihren Gottesdienst.

Am nächsten Tag war der Vater wieder zur Arbeit gegangen. Adriaen erledigte schnell seine Pflichten und sorgte dafür, dass seine Geschwister alles bekamen, was sie brauchten. »Ich muss etwas erledigen«, sagte er zu Elsie. »Du musst gut auf Hans aufpassen ... und darfst auf keinen Fall das Haus verlassen.«

»Kann ich mitkommen?«, bettelte Hans.

»Nein, du bleibst hier bei Levina und Elsie.«

»Aber ich will mit!«

»Das geht nicht. Du musst hier bleiben und tun, was sie sagen.«

»Wetten, dass du zu Betty gehst«, foppte ihn Elsie.

»Nein, bestimmt nicht«, antwortete Adriaen und wurde rot. »Ich muss nur etwas besorgen.«

Er steckte sich einige Scheiben Brot von Frau Metser in einen Sack, zog sich den Mantel über und kletterte die Außenstiegen hinunter. Er hatte eine weite Strecke zu gehen, um zum Gefängnis zu kommen. Als er schon das riesige finstere Gemäuer sah, wurde ihm klar, dass er gar nicht wusste, wie er hineinkommen und wen er um Erlaubnis fragen konnte, seine Mutter zu besuchen.

Er wechselte die Straßenseite, da sah er, wie eine Frau in einem dünnen, geflickten Mantel aus dem Gefängnistor kam. Adriaen folgte ihr bis zur ersten Querstraße. »Entschuldigung«, sagte er, als er sie eingeholt hatte. »Haben Sie jemanden im Gefängnis besucht?«

Die Frau drehte sich zu ihm um und sah ihn mit tränenüberströmtem Blick an. Adriaen war es sehr peinlich, sie angeredet zu haben. Aber bevor er sich ent-

schuldigen konnte, sagte sie: »Ja, meinen Mann. Er soll Freitag in einer Woche gehenkt werden.«

»Ich ... das tut mir Leid«, stotterte Adriaen. »Das habe ich nicht gewusst.« Schnell wollte er sich davonmachen; aber sie hielt ihn fest.

»Du brauchst dich nicht zu entschuldigen, mein Junge. Was wolltest du denn?«

Adriaen fühlte sich höchst unwohl. »Ich – ich muss ins Gefängnis, um jemanden zu besuchen. Aber ich weiß nicht, wie ich hineinkommen soll.«

»Hast du Angehörige dort? Sie lassen nur Familienmitglieder hinein.«

»Ja, da ist jemand, aber ... ich darf nicht sagen, wer es ist.«

»Warum nicht, mein Junge? Du musst mir schon sagen, wen du suchst. Sie lassen niemanden hinein, der dann herumgeht und mit allen möglichen Leuten spricht.«

Adriaen zögerte. Aber dann sagte er leise, nachdem er sich ängstlich umgeschaut hatte: »Es ist meine Mutter. Aber keiner darf wissen, dass ich ihr Sohn bin.«

»Na, warum denn das nicht? Du hast doch selbst nichts ausgefressen?«

»Nein. Aber ... ich habe meine Gründe. Ich darf keinem sagen, wer ich bin.«

Adriaen sagte das so überzeugend, dass die Frau schließlich den Kopf schüttelte und sagte: »Na gut, in Ordnung. Ich komme hier schon seit langer Zeit regelmäßig her und kenne einige der Wärter, beson-

ders den, der vorne am Eingang sitzt. Du kommst mit und wartest, wo man dich nicht sehen kann.«

Adriaen war dankbar und gleichzeitig voll großer Furcht.

»Wie heißt sie?«, fragte die Frau.

Adriaen zögerte. Er kannte die Frau nicht. Wenn sie ihn nun verriet?

»Los, mach schon! Es besteht keine Möglichkeit, deine Mutter zu sehen, wenn du mir nicht sagst, wer sie ist. Aber du kannst mir vertrauen, mein Junge ... Ich will alles tun, damit niemand erfährt, wer du bist.«

In diesem Augenblick hatten sie das Tor erreicht und Adriaen flüsterte: »Maeyken ... Maeyken Wens.«

»Was sagst du?«

»Ich sagte Maeyken Wens.«««

»Maeyken Wens, ach ja! In Ordnung. Du wartest hinter dieser Ecke. Ich will sehen, was ich erreichen kann.« Sie begann, am Tor zu rütteln und nach dem Wärter zu rufen. »Gunter ... Gunter!«, rief sie aus Leibeskräften. »Komm noch einmal her. Es ist wichtig.«

Schließlich tauchte ein Mann mit einer tiefen, rauhen Stimme auf und fragte: »Warum kommst du noch mal her, Emma? Ich denke, du warst heute schon mal hier. Geh nach Hause. Du kannst für deinen Mann doch nichts mehr tun. Er muss baumeln. Tut mir ja Leid für euch beide, aber zu ändern ist daran nichts mehr.«

Adriaen duckte sich und sah, wie Emma ihren Kopf sinken ließ. Als sie sich wieder aufgerichtet hatte,

sagte sie: »Es geht nicht um mich, sondern um jemand anderen.«

»Du willst einen ins Gefängnis bringen?«

»Nein, auf keinen Fall. Aber da ist ein Junge, der jemanden besuchen will. Ich versprach ihm, dich zu bitten, ihn hineinzulassen.«

»Na, das ist ja allerhand! Wir machen dieses Tor nicht auf, um jeden, der vorbeikommt, hineinzulassen!«, schnauzte der Wärter. »Das weißt du doch, Emma. Und wer ist es?«

»Gunter«, sagte Emma ziemlich gereizt und müde zugleich, »ich bitte dich, lass das Kind rein.«

»Damit nehme ich ein Risiko auf mich, klar? Das kann Ärger für mich geben.«

»Darüber mach dir jetzt keine Gedanken. Ich verrate das schon nicht, und der Junge sagt bestimmt auch nichts.«

»Na gut, und wen will er sehen?«

»Eine Frau, Maeyken Wens.«

»Nie was von gehört. Maeyken wer? Warum sitzt sie hier?«

»Sieh, Gunter, ihr habt hier viel zu viele, die Namen kannst du gar nicht alle behalten. Ich weiß auch nicht, warum sie hier ist. Aber glaube mir, sie ist hier drin, sonst würde der Junge nicht darum bitten, sie zu besuchen. Nun lass ihn schon rein!«

»Wer ist es? Warum will er sie besuchen? Er muss mit ihr verwandt sein, das weißt du doch.«

»Ach, lass ihn rein, bist ein netter Kerl.«

»Klar, bin ich ... ich lass ihn rein. Aber du kennst diese Tore; wenn sie einmal hinter einem zugeschlagen sind, gehen sie nicht in jedem Fall wieder auf.« Der Mensch musste über seinen Witz laut lachen. Dann drehte er einen gewaltigen Schlüssel herum.

Die Frau winkte Adriaen, er solle aus seinem Versteck kommen. Adriaen zögerte. »Los, los, komm!«, sagte sie. »Er hält das Tor nicht den ganzen Tag für dich auf. Willst du, oder willst du nicht?«

Adriaen schritt vorsichtig durch das Tor, das ein riesiger Kerl in einem Ledergewand hinter ihm zuschlagen ließ. Der Wärter trug keinen richtigen Bart, sah aber aus, als hätte er sich seit mindestens einer Woche nicht rasiert. Er grinste Adriaen an: »Muss prüfen, ob du Waffen oder Schmuggelgut bei dir hast. Du willst den Gefangenen doch hoffentlich nichts Verbotenes bringen, hä?«

»Ich habe so was nicht«, protestierte Adriaen.

»Das entscheide ich. Was ist in dem Sack?«

»Nur ein bisschen Brot.«

»Ausschütten!«

Adriaen öffnete den Sack und ließ den Mann hineinblicken.

»Ich sagte: Ausschütten!« Er riss Adriaen den Sack aus den Händen und drehte ihn um, so dass alle Brotscheiben auf den Boden fielen.

»Mantel her!« Diesmal gehorchte Adriaen sofort. Der Mensch tastete den ganzen Mantel ab, ob nichts im Futter eingenäht war, dann warf er ihn Adriaen wieder zu. »Komm mit!«

Adriaen nahm seinen Sack wieder auf und versuchte in aller Eile, das Brot einzusammeln. Dann folgte er dem Torwächter, der auf eine riesige Holztür an der gegenüberliegenden Wand zuschritt. Dort machte er sich wieder mit seinen Schlüsseln zu schaffen und öffnete die Tür. »Die Treppen runter und den Gang entlang!«, brummte er. »Sag Ernst, dass Gunter dich reingelassen hat.«

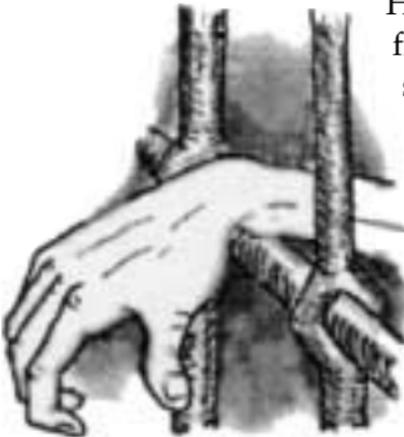
Adriaen ging in die finstere Höhle, und hinter ihm fiel die schwere Tür krachend ins Schloss. Er hörte, wie der Schlüssel umgedreht wurde, und ein kalter Schauer lief ihm über den Rücken. Er war innerhalb des gefürchteten Antwerpener Gefängnisses. Einige Augenblicke wartete er, ob sich seine Augen an die Finsternis gewöhnen würden. Aber es half nichts. Da war überhaupt kein Licht, an das er sich hätte gewöhnen können.

Im Kerker und in der Folterkammer

Adriaen konnte nichts sehen. Aber still war es in dem Gefängnis nicht. Er wusste von dem kurzen Blick, den er durch die offene Tür hatte werfen können, dass vor ihm Stufen nach unten führten. Er lauschte auf die Geräusche, die von dort zu ihm heraufdrangen: tropfendes Wasser und das Schleifen und Rumpeln eines dicken Steins, der über den Boden kratzte ... dann kam von irgendwo da unten ein lang gezogenes Stöhnen, fast ein Weinen. War da ein Mensch in großer Qual? War das seine Mutter? Er musste zu ihr hin!

Vorsichtig schob er einen Fuß vor den anderen, wobei er die Hand ausstreckte, um irgendetwas zu finden, woran er sich festhalten konnte. Aber er griff nur in die Luft. Er machte weitere zaghafte Schritte. Sein Fuß glitt über eine Kante ins Leere. Vor Schreck setzte er sich auf den glitschigen Steinboden. Sein

Herz schlug heftig. Jetzt fragte er nicht danach, wie schmutzig er wurde, sondern rutschte sitzend weiter vorwärts, bis seine Beine soweit über die Kante ragten, dass er die nächste Stufe erreichen konnte. Tatsächlich, da war sie! Und nun ging es



weiter hinunter – von Stufe zu Stufe. Wie ein Krebs hatte er sich weitergearbeitet, als wieder ein langes klagendes Stöhnen durch den Gang tönte. Er zögerte. War das ein Mensch? Diesmal klang es, als habe ein Tier aufgeheult.

Aber es ging ja um seine Mutter. Er konnte sich nicht von seiner Angst davon abhalten lassen, sie zu finden! So setzte er seinen Weg die Treppe hinunter fort. Dann kam er an eine Biegung. Hinter der Kurve konnte er schwaches Flackerlicht sehen, das vom Fuß einer weiteren Treppe heraufleuchtete. Das Licht machte ihm Mut. Jetzt stand er auf und ging die Treppe hinunter, wobei er mit einer Hand an der Mauer entlangglitt, um das Gleichgewicht zu halten. Nachdem er unten angekommen war, folgte er einem langen Gang und ging auf die rauchende Fackel zu, die in einem Ring an der Wand steckte. Von dem schrecklichen Gestank da unten wurde ihm übel.

Gegenüber der Fackel war eine kleine Nische mit einer Bank, auf der ein Mann schlief. Wieder erklang das Heulen, doch diesmal war es viel näher ... gleich in dem Gang hinter dem schlafenden Wärter. Der rührte sich, als der Klagelaut ertönte, und Adriaen trat zu ihm und berührte sein Knie. »Bist du Ernst?«, fragte er ihn.

Der Mensch sprang auf seine Füße. Im flackernden Fackellicht schien seine Haut wachsgelb zu sein, und sein strähniges Haar hing rund um eine breite Glatze. Der Schatten des wild aussehenden Mannes tanzte an der Mauer hinter ihm. »Was machst du hier?«, schnauzte er und rieb sein rechtes Auge mit seinem Lumpenärmel. Dann entdeckte Adriaen, dass gar

kein Augapfel in der Augenhöhle war, nur die Tränen liefen die Wangen hinab.

Schließlich fand Adriaen seine Stimme wieder. »Ich möchte ... ich möchte einen Gefangenen sehen«, stammelte er.

»So so, du willst einen Gefangenen sehen. Und wer bist du, bitte schön?«

»Nur ein Besucher. Gunter hat mich reingelassen.«

»Das kommt mir auch so vor«, grinste der Mann. »Denkst du, dies ist ein Zirkus oder so was Ähnliches?«

»Nein. Ich muss nur jemanden besuchen ... bitte!«

»Na gut«, grunzte der Wächter, wobei sein eines Auge boshaft aufblitzte. »Komm mit!« Er nahm die Fackel von der Mauer und schritt den Gang hinunter.

Schon nach wenigen Schritten hielt er an und drehte sich Adriaen zu. »Hier haben wir einen von diesen Ketzern. Hartnäckiger Bursche. Manchmal gibt es nichts, was sie von ihrem albernen Aberglauben abbringen kann. Aber ... das Gericht hat gesagt, wir sollten es wenigstens versuchen, sie dazu zu bringen, sich von ihrer Ketzerei loszusagen. Dieser hier bekommt gerade eine solche Chance. Ich nenne das hier mein Katzenzimmer.«

Der Wärter riss die Tür auf und betrat einen riesigen Raum. Drei schmutzige Gitterfenster ganz oben an der hinteren Wand ließen ein schwaches Licht herein. Drei dicke Balken stützten die Decke, und an dem mittleren hing ein Mensch, den man mit Seilen um die Handgelenke daran festgebunden hatte. Er schwang dort etwa einen Meter über dem Boden hin



und her. Mit einem anderen Tau hatte man ein schweres Eisenstück an seine Fußgelenke gebunden. Adriaen konnte sehen, dass ihn das Gewicht fast auseinander riss.

»Du hast sicher schon gehört, warum ich das hier mein Katzenzimmer nenne«, lachte der Wärter. Dabei fuchtelte er mit der Fackel vor dem Gefangenen hin und her. »Sie jaulen wie Katzen, haste kapiert?« Und während er wieder furchtbar lachen musste, trat er mit einem Fuß auf das Eisenstück, um den Schmerz zu erhöhen.

Der Mensch schrie laut auf vor Schmerz, und Adriaen begriff, dass es diese Klagetöne waren, die er oben bei den Kerkertreppen schon gehört hatte. Er hielt das einfach nicht aus und musste sich übergeben, bevor sie den Raum verlassen hatten.

»War das nicht das, was du sehen wolltest?«, lachte der Wärter, während er Adriaen aus dem Raum folgte.

»Nein!« Adriaen fürchtete sich fast, nach seiner Mutter zu fragen, weil sie vielleicht genauso schrecklich gepeinigt wurde. Aber schließlich raffte er sich zusammen: »Haben Sie ... haben Sie hier auch Frauen? Da ist eine, die ich besuchen möchte.«

»Und wer darf das bitte schön sein?«, fragte der Wärter in kicherndem Tonfall.

»Nur eine Bekannte.«

»Na ja, egal. Komm mit!« Sie gingen weiter den Gang entlang. Das Ende war mit dicken Eisengittern versperrt, doch mittendrin war ein Tor. Der Wärter entzündete eine weitere Fackel, die an der Mauer in der Nähe des Tores hing, und übergab sie Adriaen. Dann schloss er auf. »Rechts sind die Frauenzellen, links die mit den Männern. Ganz am Ende haben wir die Verrückten eingesperrt.«

Adriaen konnte sehen, dass das Ende des Ganges vergittert war. Dahinter sah es wie eine riesige Höhle aus, in der dunkle Schatten herumhuschten. Ein einziger Lichtstrahl drang durch ein kleines Fenster ganz hoch oben.

»Geh nicht zu nah ran«, warnte ihn der Wärter. »Sie sind wie Raubtiere und könnten dich in Stücke reißen. Sonst kannst du besuchen, wen du willst. Wenn du fertig bist, kommst du zurück und rufst nach mir ... falls ich noch da bin, ha ha ha!« Wieder musste er schrecklich lachen und sich die Tränen von der augenlosen Wange wischen. Dann schloss er zu.

Adriaen bewegte sich vorsichtig auf die erste Tür an der rechten Seite zu. Er blickte durch das kleine Gitterfenster in der dicken Eichentür. Die Zelle war nur klein, etwa drei Meter lang. Von hoch oben fiel ein wenig Licht hinein, es war aber so schwach, dass man fast nichts erkennen konnte, und betonte nur, wie weit die Insassen von der Freiheit entfernt waren.

In der Dunkelheit konnte Adriaen eine Reihe von Gestalten erkennen, die sich in die Ecke gedrückt hatten. »Mama, Mama«, flüsterte er leise.

Die Gestalten rührten sich ... dann sprang eine auf und lief schreiend auf die Tür zu. »Nein! Neiein! Nein!«, weinte die Frau und trommelte mit den Fäusten gegen die Eichenbohlen.

Adriaen sprang zurück.

»Sie haben dich doch nicht auch gefangen, mein Junge?«

Eine andere Gestalt wollte die erste Frau von der Tür wegdrängen, doch im Fackellicht erkannte Adriaen,

dass keine von beiden seine Mutter war. Er wankte schreckensbleich zurück. Wenn diese Frauen noch für normal gehalten wurden, wie weit musste es dann kommen, ehe man in die Höhle am Ende des Ganges gesperrt wurde?

Er zwang sich, zur nächsten Zelle zu gehen. Inzwischen hatte seine Ankunft die Gefangenen auf beiden Seiten des Ganges in Bewegung gebracht. Männer und Frauen streckten ihre schmutzigen Arme durch die Gitterfenster. Aber Adriaen achtete nur auf die Zellen an der rechten Seite und schaute in die verängstigten Gesichter hinter den Eisenstäben.

In der vierten Zelle rechts gab es kein Geschrei. Adriaen trat vorsichtig näher und spähte hinein. »Mutter?«, rief er sachte den Gestalten zu, die hinten an der Mauer hockten.

Die Gestalten erhoben sich langsam und kamen näher. »Adriaen? Adriaen? Bist du es?« Dann war seine Mutter am Gitter und weinte leise und hielt durch das Gitter die Hände ihres Sohnes fest. Die anderen drei Frauen in der Zelle – Janneke Munstdorp und zwei andere, Mariken und Lijksen – kamen dazu. »Warum bist du hier? Wie bist du hereingekommen?«

Für einige Augenblicke ging das Fragen hin und her. Jede der Frauen wollte etwas über ihre Familie erfahren. »Ich weiß nicht, wohin sie Hans gebracht haben«, sagte Janneke Munstdorp unter Tränen. Sie hatte Hans Munstdorp erst kurz vor ihrer Verhaftung geheiratet. »Er scheint nicht in den Zellen gegenüber zu sein. Hast du was von ihm gehört?«

Adriaen schüttelte den Kopf. Er hätte gern Genaueres gewusst. Aber er konnte sich auch kaum konzentrieren. »O Mama«, flüsterte er, »wie haben sie dich behandelt?«

Zu seiner Erleichterung versicherte ihm seine Mutter, man habe sie nicht gefoltert – wenigstens bis jetzt noch nicht. Doch jede Einzelne war verhört und bedroht worden. Bisher hatte Gott ihnen Gnade gegeben, die Namen der übrigen Gläubigen nicht zu verraten. Doch sie hatten alle noch nichts von einem Gerichtsdatum gehört.

»Wir sind alle gesund, Adriaen«, sagte sie und streichelte seine Hand. »Aber das Essen ist furchtbar schlecht«, klagte Mariken, »und davon gibt es noch nicht einmal genug.«

Der Sack mit dem Brot passte nicht durch das Gitter, so musste er die Brotscheiben eine nach der anderen hindurchreichen. Als die Gefangenen in den anderen Zellen sahen, was Adriaen mitgebracht hatte, begannen sie zu schreien, dass sie auch etwas haben wollten. Adriaen fühlte sich schuldig. Aber es reichte eben nicht für alle.

Als Adriaen erklärt hatte, warum sonst niemand sie besuchen kam, sagte seine Mutter: »Dann hättest du auch nicht kommen dürfen! Was ist, wenn man herausfindet, wer du bist, und dir bis nach Hause nachspioniert?«

»Aber ich habe niemandem gesagt, wen ich besuchen wollte. Darum weiß es auch niemand.«

»Ich fürchte, die Sache ist nicht so einfach«, sagte seine Mutter traurig. »Sie können schnell dahinterkommen.«

Wir sind die letzten Frauen, die hier eingeliefert wurden. Du hast hier vorher niemanden besucht, so ist es klar, dass du zu uns wolltest. Ich fürchte, dein Geheimnis ist nicht sehr sicher, mein Sohn.«

Adriaen lief ein kalter Schauer über den Rücken, und er blickte den Gang hinauf, ob der Einäugige sie beobachtete; aber der war nicht zu sehen.

»Sieh«, sagte seine Mutter, »es gibt nur einen sicheren Weg, Botschaften ins Gefängnis zu bringen. Da ist eine Frau – Emma, die kommt –« »Ach ja, die kenne ich«, unterbrach Adriaen sie. »Sie hat mir geholfen, hier reinzukommen.«

»Gut. Sie kommt fast jeden Tag hierher, um ihren Mann zu besuchen. Wenn du ihr etwas für ihre Bemühungen gibst, denke ich, wird sie als Kurier zwischen uns und unseren Familien dienen wollen. Von euch darf niemand mehr herkommen. Es ist zu gefährlich.«

»Aber Mama, diese Frau, Emma, sagte, dass ihr Mann Freitag in einer Woche gehenkt werden soll. Danach wird sie nicht mehr kommen.«

»Ach, ach! Wir müssen dann das Beste daraus machen, was möglich ist. Vorher kann sie aber noch einige Botschaften herbringen. Das Wichtigste, was wir brauchen, ist Tinte, Schreibfedern und Papier –«

»Und Kerzen«, wandte eine der anderen Frauen ein.

»Schickt uns auch was zu essen!«

»Aber wir dürfen auch nicht zu viel herbringen lassen«, warnte Maeyken Wens.

»Das stimmt«, sagte Adriaen. »Gunter prüft alles gründlich.«

»Vielleicht will er ein bisschen bestochen werden?«, sagte Maeyken.

»Wer mit Emma Kontakt aufnimmt, sollte immer ein bisschen zusätzliches Geld bereithalten.«

»O, Adriaen, wie schön, dich zu sehen! Das ist das Schlimmste: von euch fort zu sein. Aber der Herr hilft uns, wenn wir beten und singen und uns Bibelverse aufsagen. Mein Junge, lerne fleißig auswendig. Du weißt nie, wie nötig du die Bibelverse einmal haben wirst!« Maeyken zog Adriaen dicht an sich und küsste ihn durch die Gitterstäbe. Zum ersten Mal war es ihm egal, ob andere dabei waren oder nicht – und auch, dass die kalten Eisenstäbe im Weg waren.

»Jetzt gehst du besser wieder. Lass die anderen nicht zu lange Gelegenheit haben, darüber nachzudenken, wer du bist und weshalb du kamst.« Seine Mutter brach in Tränen aus und schluchzte leise. »Ich liebe dich, aber ... komm nie wieder, Adriaen. Komm bestimmt nicht wieder!« Sie drehte sich um und ging ins Dunkel der Zelle zurück.

Die anderen Frauen drängten sich schnell noch ans Fenster und forderten Adriaen auf, ihre Familien zu grüßen und aufzupassen, ob er etwas über Hans Munstdorp in Erfahrung bringen könnte. »Sei bloß vorsichtig!«, flüsterten sie noch, als sich Adriaen auf den Rückweg machte. Noch einmal konnte er im flackernden Licht der Fackel ihre sorgenvollen Gesichter sehen, dann wandte er sich dem Ausgang zu.

Der Mann mit dem burgunderroten Umhang

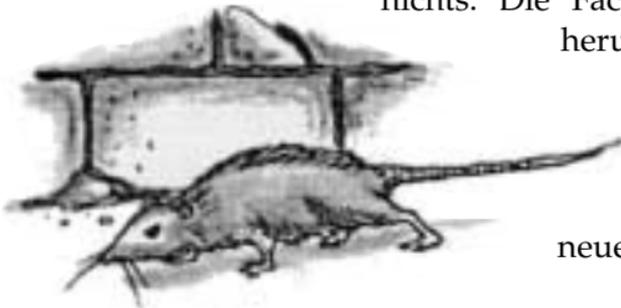
Als Adriaen ans Ende des Korridors gekommen war, rief er nach dem Wärter: »Ich bin nun fertig!« Aber es kam keine Antwort. Adriaen rüttelte an dem Tor. »Herr Wärter! Herr Ernst ... Ich bin jetzt fertig. Bitte schließen Sie das Tor auf und lassen Sie mich raus!«

Wieder rief er laut und schüttelte das Tor so fest er konnte. »He, wach auf! Ich will raus!« Panische Angst erfasste ihn, dass er für immer in diesem Kerker eingesperrt bleiben sollte. *Ganz ruhig!*, sagte er sich selbst. *Er darf mich nicht hier behalten. Vielleicht will er mir nur einen Schreck einjagen.*

Er wartete. Der Wärter hatte ihn vorhin auch schon zu erschrecken versucht, als er ihm den hängenden Menschen mit dem Gewicht an den Füßen gezeigt hatte. *Er will mich nur bange machen, aber ich werde ihm diesen Gefallen nicht tun.* Adriaen beschloss, so lange zu warten, bis es dem Kerl zu langweilig wurde.

Die Zeit verging, aber in der kleinen Nische jenseits der brennenden Fackel an der Wand rührte sich nichts. Die Fackel war bald heruntergebrannt.

Bald müsste der Wärter aufstehen, um eine neue anzuzünden.



Unter der Fackel lag nämlich ein ganzer Stapel als Vorrat. Dann müsste sich der Kerl zeigen, und das alberne Spielchen wäre aus.

Adriaens eigene Fackel war ebenfalls kurz vor dem Erlöschen. Der mit Öl getränkte Teil des Strohs war fast aufgezehrt. Kam das Feuer aber an das trockene Stroh, würde alles bald ganz schnell verbrannt sein. Aber dicht hinter dem Tor lag eine erst halb verbrannte Fackel auf dem Boden. Adriaen streckte einen Arm durch das Gitter. Leider lag die Fackel einige Zentimeter außerhalb seiner Reichweite.

Hastig schaute er sich um, ob er einen Stock oder etwas Ähnliches finden konnte, um seine Reichweite zu vergrößern. Es war aber nirgends etwas zu sehen. So ging er den Korridor zurück, sogar an der Zelle vorbei, in der seine Mutter saß, bis ans Ende, bis vor die Höhle, in der man die »Verrückten« aufbewahrte. – Nichts! – Wieder am Tor angekommen, versuchte er es mit der brennenden Fackel – sie reichte zwar hin, war aber so weich, dass er damit die andere Fackel nicht heranziehen konnte. Und während er mit seiner Fackel hantierte, löschte er beinahe ihre Flamme aus. Das wäre allerdings sehr schlimm gewesen.

Plötzlich nahm er eine Bewegung jenseits des Tores wahr. Es war weit hinten im Gang. Kam Ernst zurück? Dann, als die Flamme der Fackel da hinten nur noch aus ein wenig rauchender Glut bestand, erkannte Adriaen, dass die Bewegung von einer riesigen Ratte kam, die den Gang entlanglief.

Vielleicht ist er fortgegangen, dachte der Junge. Vielleicht will er mich tatsächlich hier lassen! Wieder schrie Adriaen: »Ernst! ERNST! Mach auf!«

Auch mit Adriaens Fackel ging es zu Ende. Bald würde es völlig finster sein ... außer dem erbärmlichen Licht, das aus den Fenstern der Zellentüren und aus der Höhle am Ende des Ganges drang. Wieder langte er durch das Gitter und streckte sich, so weit er konnte. Er quetschte seine Schultern zwischen die Stäbe, aber kam der Fackel damit nur ein paar Zentimeter näher.

Es war alles umsonst.

Dann hatte er einen Einfall: Er legte sich hin und steckte ein Bein durch das Gitter. Er drehte und wand sich so lange, bis er sein Knie mit aller Kraft durch die Stäbe drücken konnte. *Hoffentlich schwillt mein Knie nicht an, dann kriege ich es hier nie wieder raus*, dachte er voller Angst. Schließlich konnte er mit der Fußspitze die Fackel erreichen und sie heranrollen. Noch ein Stoß, und er wusste, dass sie in Reichweite seiner Arme lag.

Nun muss ich bloß noch mein Bein wieder herausbekommen!, dachte er, als er es bis zum Knie zurückgezogen hatte. Wieder begann er sich zu drehen und zu winden. Dabei verrenkte er sich, und das tat schrecklich weh, so dass er nicht auf die Fackel Acht gab. Sie fiel mit einem Funkenregen auf die Erde, und ihre Flamme verlosch. Der Kerker versank in Finsternis.

Noch ein schmerzhafter Ruck, und Adriaen hatte sein Knie freibekommen. Für einen Augenblick lag er ganz still neben der glühenden Asche seiner Fackel. Vorsichtig blies er die rauchenden Reste an, bis sie wieder hell glühten. Dann wartete er einen Augenblick, aber keine Flamme sprang auf. Immer wieder versuchte er es. Endlich züngelte ein schwaches

Flämmchen hervor. Er war heilfroh darüber. Behutsam drehte er die Fackel um, damit die Flamme genügend Nahrung fand. Als sie wieder richtig brannte, langte er durch das Gitter nach der anderen Fackel.

Erleichtert atmete er auf. Für die nächste Zeit hatte er wieder Licht!

Inzwischen würde Ernst sicher zurückkehren. Aber von dieser Nervenanspannung musste sich Adriaen erst einmal erholen. So setzte er sich hin und wartete die Zeit ab. Er ließ die erste Fackel erst ganz zu Ende brennen, bevor er die andere entzündete.

Adriaen wusste nicht, wie lange er in die Flamme gestarrt hatte, als er am Ende des Korridors hinter dem Gitter etwas hörte. Diesmal war er sicher. Irgendjemand kam die Treppe hinunter. Er strengte sich an, etwas zu erkennen, aber weil er in die Flamme geschaut hatte, mussten sich seine Augen erst an die Finsternis gewöhnen. Dann sah er einen schwachen Lichtschein, der ganz hinten im Gang über Wände und Fußboden huschte.

Der Schein wurde heller, und Ernst trat mit einer Fackel auf den Gang. Er rief sogleich: »He, wer hat mein Licht ausgemacht?«

Mit seiner eigenen Fackel in der Hand sprang Adriaen auf und rief voll neuer Hoffnung: »Es ist vor einiger Zeit von allein ausgegangen, Herr Ernst. Aber ich bin nun bereit zu gehen.«

Der einäugige Wärter ging überaus gemächlich auf das Tor zu, dann sah er Adriaen neugierig an. »He, Junge«, sagte er, »woher hast du die neue Fackel?«

Nun wusste Adriaen mit Bestimmtheit, dass dieser Kerl absichtlich so lange fortgeblieben war, bis er sicher wusste, dass die Fackel ausgebrannt sein und der Junge im Dunkeln sitzen würde. Wahrscheinlich wusste er, wie lange eine Fackel brennt, und so kam er erst zurück, als Adriaen im Dunkeln sitzen musste.

Er ist ein Schuft – aber ich habe ihn überlistet, dachte Adriaen. Keinesfalls werde ich ihm den Gefallen tun, zu zeigen, wie ängstlich mir zumute war.

»Komm, Junge«, sagte der Wärter, während er mit finsterner Miene an seinem Schlüsselbund herumfummelte. »Du kannst mir sagen, woher du die Fackel hast.«

So gleichgültig wie möglich sagte Adriaen, sie habe hier bei dem Tor gelegen.

Der Wärter knurrte: »Sieht fast so aus, als ob dieser Häretiker Munstdorp von der Folter herabgestiegen ist, um dir eine zu geben.«

Adriaen fühlte sich, als habe ihm jemand ins Gesicht geschlagen. Der Mensch ... der da im ersten Raum hängt ... der vor Schmerzen geschrien hat ... war Hans Munstdorp. Er wurde gefoltert.

Adriaen ergriff die Gitterstäbe und schüttelte das Tor. »Lass mich jetzt sofort raus!«, schrie er. »Los, ich muss hier wieder raus!«

»Was hast du bloß?«, lachte der Wärter. »Hast du etwa die Hosen vollgemacht?« Und langsam öffnete er das Tor.

Adriaen sprang durchs Tor und rannte den Gang hinunter. »He, was ist mit meiner Fackel?«, rief der Wärter hinter ihm her.

»Ich lasse sie oben an der Treppe liegen«, rief Adriaen zurück, ohne sich umzudrehen. Als er erst einmal um die Ecke war, nahm er immer zwei Stufen auf einmal, bis ihm plötzlich einfiel, dass Gunter das Tor oben von außen zugeschlossen hatte, als Adriaen in den Kerker ging. Das würde noch einigen Ärger geben, bis er draußen war!

Doch bei der obersten Treppe erkannte er mit Hilfe des Fackellichts, dass dort ein Seil war, das durch ein Loch in der Decke herabhing. Er zog daran und hörte eine Glocke läuten. Immer wieder zog er an dem Seil.

Plötzlich hörte er von draußen Gunter rufen: »Nur langsam! Du kannst dir ruhig Zeit lassen.« Dann öffnete sich ein winziges Fenster in der Tür, und Gunter sagte: »Zeig dein Gesicht!«

Adriaen trat dicht genug heran, damit man sehen konnte, wer er war. Und schon bald ging die Tür auf.

Im Gefängnishof war es neblig, fast regnete es. Doch Adriaen hatte das Tageslicht nie freudiger begrüßt als jetzt. Er trat ins Freie und blinzelte mit den Augen, obwohl der stürmische Tag ziemlich trübe aussah.

»Na, war's schön?«, fragte der Wärter.

»Gewiss, ... falls man eine Zeit, die man im Gefängnis verbringt, überhaupt schön nennen kann«, antwortete Adriaen und runzelte die Stirn.

Gunters Gelächter kam aus den Tiefen seines gewaltigen Körpers. Er führte Adriaen über den Hof zum Tor, das in die Stadt führte. »Vielleicht sehen wir uns bald mal wieder, und das nächste Mal kannst du dann ein wenig länger hier bleiben«, sagte er und grinste, als er Adriaen hinausließ.

Adriaen hatte schon die Hälfte des Heimwegs zurückgelegt, als er das Gefühl hatte, verfolgt zu werden. Eine Menge Leute waren um diese Zeit am Nachmittag unterwegs, die ihrer Arbeit nachgingen oder Besorgungen machten. Das kannte Adriaen schon, trotzdem drehte er sich wiederholt um, ob nicht jemand hinter ihm her war.

Es war beim Einbiegen in die Glaserstraße, dass er beim Umdrehen zum ersten Mal diesen großen, hageren Mann in einem wallenden burgunderroten Umhang erblickte. Der Mann ging mit eiligen Schritten die Straße hinab, etwa 30 Meter hinter Adriaen, wobei er den Hals reckte, um über die anderen Leute hinwegsehen zu können – direkt in Adriaens Gesicht. Plötzlich blieb er stehen und begann, ein Schaufenster zu betrachten. Er war zu weit weg, um es sehen zu können, aber Adriaen hatte das Gefühl, dass der Mann versuchte, ihn immer noch aus den Augenwinkeln zu beobachten.

Dieses plötzliche Stehenbleiben beunruhigte Adriaen am meisten. Wenn der Mann wie ein Spaziergänger mal hierhin, mal dorthin und dann in ein Schaufenster geblickt hätte, wäre alles verständlicher gewesen. Aber der Mann war schnell gegangen und hatte weit nach vorne geschaut – *bestimmt nach mir*, dachte Adriaen, und dann war er plötzlich stehen geblieben, um in ein Fenster zu blicken, als Adriaen sich umdrehte. All das erschien ihm höchst ungewöhnlich.

Andererseits, so versuchte sich Adriaen zu beruhigen, kann ja auch etwas in dem Fenster sein Interesse geweckt



haben. Außerdem: Warum sollte jemand hinter mir her sein?

Aber was immer er sich auch einredete: Ganz wohl fühlte er sich nicht. Seine Mutter war im Gefängnis, angeklagt wegen Ketzerei. Die Behörden versuchten, die Wiedertäufer in der Stadt zu fangen. Er war sie besuchen gegangen und hatte ihnen gezeigt, dass er zu ihr gehörte.

Adriaen schoss um die Ecke und rannte so schnell er konnte an einigen Glaserwerkstätten vorbei, bis er an eine Seitengasse kam. Dort wandte er sich nach links – rechts ging's nach Hause – und lief sie ganz hinunter. Er kam an eine andere Straße, und wieder rannte er um die Ecke, dann wieder bis zur nächsten, alles so schnell er konnte. Nachdem er noch einmal die Richtung gewechselt hatte, blieb er völlig ausgelaugt stehen. An der Ecke hatte man ein paar jämmerliche Büsche gepflanzt, gerade groß genug, damit sich Adriaen dahinter verstecken konnte. Er duckte sich und spähte zwischen den Blättern hervor. So konnte er die Straße überblicken, durch die er gekommen war.

Sein Atem ging schon fast wieder normal, und er wollte gerade die ganze Sache als völlig unnötige Angst abtun, als der Mann im burgunderroten Umhang im Laufschrift ebenfalls an diese Ecke kam und in beide Richtungen schaute. Adriaen war drauf und dran, fortzurennen, als der Mann sich scheinbar entschied, in die entgegengesetzte Richtung fortzueilen.

Adriaen atmete tief durch. Diesmal war er diesem Menschen jedenfalls entkommen. Er eilte nach Hause, dabei drehte er sich immer wieder um. Aber rennen wollte er lieber nicht. Sollte der Mann wieder auftauchen und Passanten nach Adriaen fragen,

würden sie sich eher an einen rennenden Jungen erinnern als an einen gemütlich gehenden.

Obwohl er nicht mehr gerannt war, schlug Adriaens Herz ganz wild, als er in die Wohnung im Obergeschoss hineinstürmte.

Sein Vater war zu Hause. Johann Metser war da, und ein Dritter – ein hochgewachsener Mann ... in einem burgunderroten Umhang. Adriaen schluckte und blickte immerfort von einem der Männer zum anderen.

»Wo bist du gewesen?«, fragte sein Vater streng.

Waren sie alle schon verhaftet? Adriaen blickte in das Gesicht des Fremden. Die scharfen Konturen und tiefen Falten in seinem Gesicht gaben ihm eher einen Ausdruck tiefsten Ernstes, als dass er zornig wirkte. Seine großen Augen waren klar und durchdringend, und nur einige Spitzen seiner grauen Haare schauten unter einer engen Pelzkappe hervor. Sein Bart war voll und kraus, aber auch ganz grau. Er muss bestimmt schon älter sein ... viel zu alt, um mich zu jagen und mich sogar noch zu überholen, dachte Adriaen. Doch wusste er, dass er sich auch irren konnte.

»Adriaen?«

»Entschuldige, Vater. Ich war ...« Es half ja doch nichts, es war besser, die ganze Wahrheit zu sagen:
»Ich habe Mama besucht.«

»Was hast du getan?«

»Ich war bei Mama. Einer musste es doch tun«, fügte er noch schnell hinzu.

»Hat dich jemand gesehen?«

»Was meinst du damit?«

Adriaen blickte zum Fremden. Ein trauriger, verzweifelter Ausdruck huschte über dessen Gesicht.

»Adriaen, hör zu – das ist sehr wichtig«, sagte sein Vater. »Hat dich jemand aus dem Gefängnis gehen sehen?«

»Natürlich«, warf Johann Metser ein. »Du kannst da nicht kommen und gehen, wie es dir beliebt. Immer müssen dich die Wärter rein- und rauslassen. So wissen die Behörden mit Sicherheit, dass er da war.«

»Aber ich habe ihnen nicht gesagt, wer ich bin«, sagte Adriaen.

»Das rauszukriegen ist wahrhaftig nicht schwer, wenn du nach Maeyken gefragt hast«, sagte sein Vater. »Sie brauchen nur ein klein wenig nachzudenken.«

Dann sprach der Fremde. »Hör zu, mein Junge. Passierte irgendetwas, während oder nachdem du dort warst ... das aussah, als ob jemand besondere Aufmerksamkeit auf dich gerichtet hatte?«

Adriaen blickte ängstlich zu seinem Vater. »Wer ...?«

»O, entschuldige bitte«, sagte Mattheus, »Bruder Simons, das ist mein Sohn Adriaen. Ich hoffe, er hat die Gläubigen nicht in Gefahr gebracht.« Dann wandte er sich Adriaen zu. »Adriaen, das ist Menno Simons. Er ist nach Antwerpen gekommen, um uns in dieser Verfolgungszeit Mut zu machen.«

Adriaens Augen weiteten sich. Menno Simons – der Mann, dessen Leben und Schriften so grundlegend

zur Bildung der Untergrundkirche beigetragen hatten – war in ihrem Haus!

Der Gemeindegründer lächelte und reichte Adriaen die Hand. Während er die Hand schüttelte, wiederholte Bruder Simons seine Frage: »Ist dir etwas Besonderes aufgefallen?«

Adriaen fühlte sich äußerst unwohl. Einerseits wollte er die Gemeindeglieder nicht verraten – andererseits freute er sich immer noch darüber, bei seiner Mutter gewesen zu sein. Doch nun musste er wohl oder übel von dem Mann berichten, der ihm auf dem Heimweg gefolgt war. »Zuerst dachte ich, Sie seien dieser Mensch gewesen«, sagte Adriaen zu Menno. »Er war so groß wie Sie und trug auch einen burgunderroten Umhang.«

Menno Simons schaute auf seinen Umhang herab. »Die Farbe ist schon ungewöhnlich ... aber ich kann dir versichern, dich nicht durch die Straße gehetzt zu haben.«

Simons blickte die anderen beiden Männer an. »Ich fürchte, die Behörden haben unseren jungen Freund auf ihrer Suchliste. Ob sie ihm erfolgreich genug nachgestellt haben, um zu erfahren, wo er wohnt, wissen wir nicht. So oder so – es sind gefährliche Zeiten. Wir müssen alle Vorsichtsmaßnahmen ergreifen.«

Das Leben ist ungerecht

Die »Vorsichtsmaßnahmen«, die Adriaen während der folgenden Tage abverlangt wurden, bestanden darin, dass er zu Hause bleiben musste und sein Gesicht auf keinen Fall am Fenster zeigen durfte.

»Ich werde Betty von Zeit zu Zeit zu dir schicken«, sagte Johann Metser. »Weil sie die einzige Jugendliche deines Alters in unserer Gemeinde ist, wird sie dir vielleicht ein wenig Abwechslung bringen.«

Aber ihr erster Besuch schon am nächsten Tag war keine Freude für Adriaen.

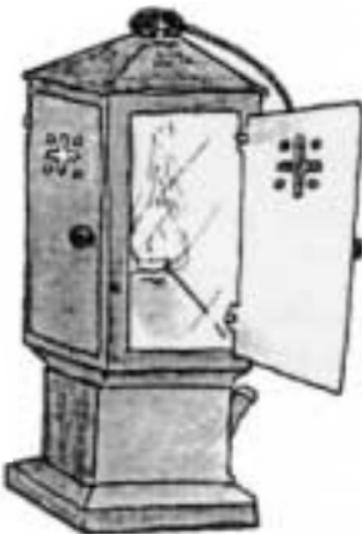
»Hast du schon gehört?«, fragte sie gleich nach ihrer Ankunft.

»Was gehört?«, fragte Adriaen.

»Einige Regierungsbeamte verteilen Fahndungszettel deinetwegen. Ich habe einen davon gesehen.

Darin wird gefragt, ob jemand etwas über einen Jungen weiß, der gestern Nachmittag die Glaserstraße entlanggerannt ist. Und dann folgt eine Personenbeschreibung.«

Es lief ihm ein kalter Schauer über den Rücken, aber er tat so, als würde ihn das kaum interessieren. »Vielleicht suchen sie einen anderen.«



»Möglich«, sagte Betty und begann, Levinas lange, blonde Haare zu kämmen. »Ich denke, die Beschreibung passt auf eine Menge Jungen, Adriaen. Aber vergiss nicht: Du warst der Junge, der zu der Zeit durch die Glaserstraße gerannt ist. Sie sind hinter dir her. Da gibt es gar keinen Zweifel!«

Die gleiche Angst wie damals im Gefängnis, als ihm die Fackel aus der Hand fiel, packte ihn wieder mit eisigen Händen. Hatte ihn jemand erkannt? Würde man ihn anzeigen? Würden die Behörden kommen, an die Tür klopfen und seinen Vater verhaften? Wenn ja, was würde dann aus Hans und seinen Schwestern werden? Es war zu schrecklich, um darüber nachzudenken.

»Ich dachte, dass Gott dafür zuständig ist, auf uns aufzupassen«, murrte Adriaen. »Was habe ich getan, dass ich meine Mutter verlieren muss? Das ist ungerecht!«

»Adriaen, verwechsle Gott nicht mit dem Leben. Das Leben mag ungerecht sein ... Gott ist es nicht. Nicht Gott hat deine Mutter ins Gefängnis gebracht.«

»Mag sein... Aber er hat diese Menschen nicht daran gehindert.«

»Und du meinst, er hätte das tun sollen? Du denkst, er hätte die Behörden aufhalten sollen, dass sie die Gläubigen nicht verhaften?«

»Natürlich! Warum nicht?«

»Nun, Gott kann tun, was er will. Aber wann hat er dich das letzte Mal daran gehindert, etwas Böses zu tun?«

»Weiß nicht«, sagte Adriaen und zuckte mit den Schultern. Er wusste nicht recht, ob die Diskussion eine Richtung nahm, die ihm gefallen würde.

»Der Grund, weshalb du dich nicht daran erinnerst, ist der: Er tut das höchst selten«, sagte Betty sachlich. »Wir hätten immer gern, dass er andere Menschen zu jeder Zeit daran hindert, Böses zu tun. Aber was uns betrifft, wünschen wir uns die Freiheit, unsere eigenen Entscheidungen treffen zu können, selbst wenn wir Böses tun wollen.«

Warum musste Betty so nüchtern ... so erwachsen und fromm reden? »Na ja, aber es scheint mir doch nicht gerecht zu sein«, murmelte er und versuchte, aus dem Fenster zu sehen, ohne so nahe heranzukommen, dass ihn jemand erkennen konnte.

Betty blickte ihn von der Seite an, während sie das Kämmen beendete und Levinas Haare noch mit einem bunten Faden zusammenband. Tränen traten ihr in die Augen, und es lag etwas Rührendes in ihrer Stimme, als sie sagte: »Wenn wir über Gerechtigkeit reden, denken wir meistens an das, was uns fehlt, und vergessen, was wir haben.«

Adriaen sah weiter zum Fenster hinaus, als ob er nicht zuhörte, das war aber nicht so. Er wusste, dass sie von der Tatsache sprach, dass sie keine Eltern hatte – nie welche gehabt hatte –, während er sich fünfzehn Jahre lang über Vater und Mutter hatte freuen können.

Natürlich hatte sie Recht. Das wusste er. Er hatte manches, wofür er dankbar sein sollte ... Aber irgendwie war das keine Arznei gegen den Schmerz,

der ihn von innen her auffraß, oder die ihm half, damit fertig zu werden, dass seine Mutter im Kerker saß, in diesem stinkenden Rattenloch.

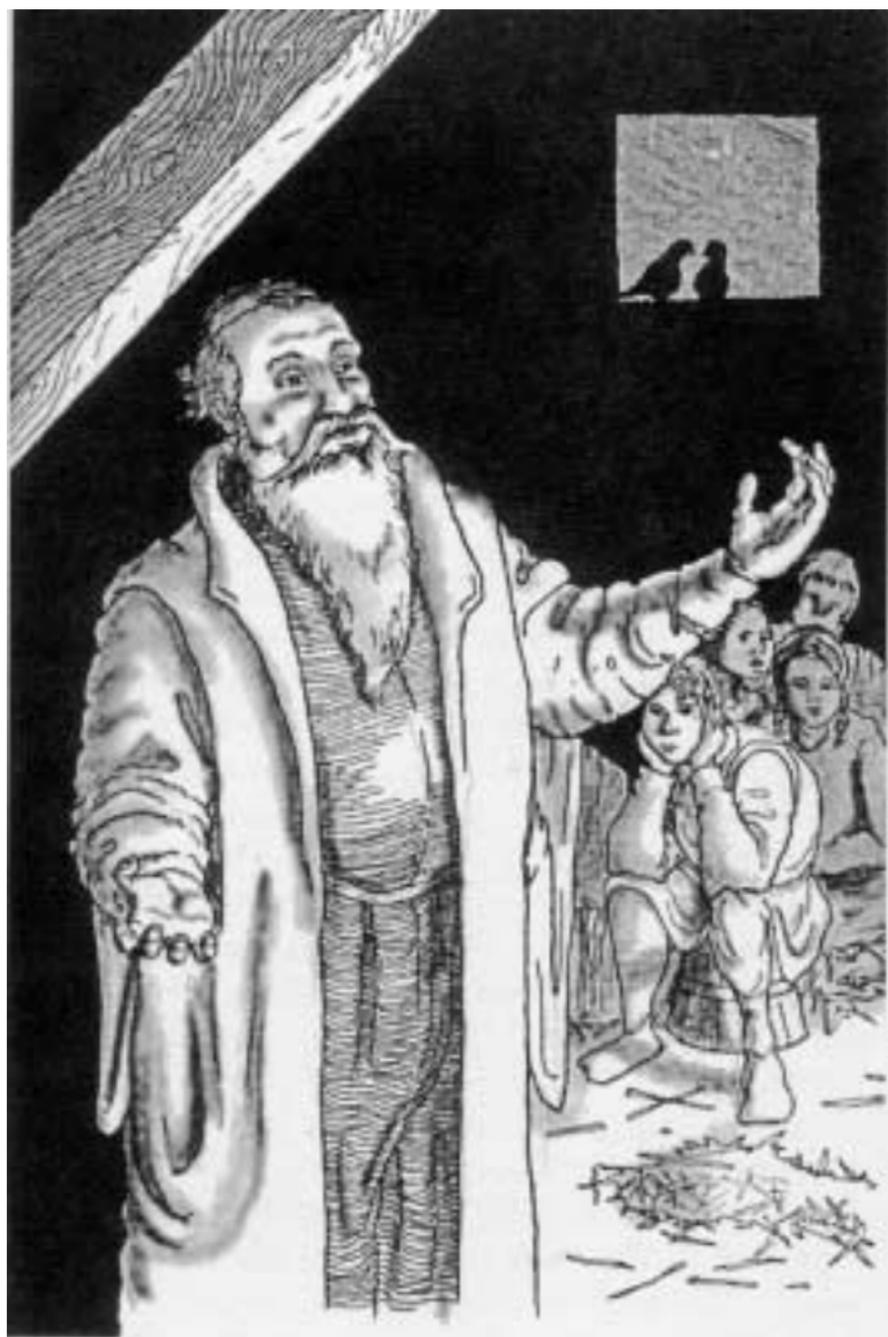
Am Abend desselben Tages versammelten sich alle Erwachsenen und einige Kinder der Untergrundkirche von Antwerpen in einer alten Scheune am südlichen Stadtrand. Das Wetter war zu schlecht geworden, um wieder zum Gottesdienst auf die Schelde hinauszufahren. So warteten sie die Dunkelheit ab, dann kamen sie in die alte Scheune, einzeln oder zu zweit und in zeitlichem Abstand – um kein Aufsehen zu erregen.

In der Scheune gab es nur eine kleine Laterne, und die war auch noch nach zwei Seiten hin abgeschirmt, damit kein Licht durch die Bretterritzen oder durch die ab und zu sich öffnende Tür kam. Für die Erwachsenen gab es Bänke, aber die meisten Kinder saßen im Heu. Adriaen freute sich, einen alten Holzeimer gefunden zu haben; den drehte er um und setzte sich darauf.

»Heute Abend werden wir nicht singen«, kündigte Johann Metser an. »Wir dürfen nicht riskieren, dass uns jemand hört.«

Dann stellte er Menno Simons vor und bat ihn, zu ihnen zu sprechen. Menno Simons stand auf, und jemand drehte die Laterne so, dass ihr schwacher Schein auf das faltige Gesicht des alten Mannes fiel.

»Ich werde euch erzählen, wie Gott mich berufen hat«, begann er. »Im März 1524 wurde ich zum Priester geweiht. Meine erste Stelle war in Pingjum, dann



wurde ich in meinen Heimatort versetzt, nach Witmarsum.

Während jener Jahre hielten mich die Menschen wahrscheinlich für einen guten Priester. Ich erledigte all meine Pflichten ordentlich und hielt meine Predigten. Aber im Grunde nahm ich alles nicht sehr ernst. Anstatt fleißig zu studieren, verbrachte ich die meiste Zeit mit Kartenspielen und Trinken und vergnügte mich mit meinen Priesterkollegen.

Vielleicht versuchte ich mit dieser Torheit meine Zweifel zu übertönen, die mir wegen mancher Lehren der Staatskirche kamen. Was mir am meisten Sorgen bereitete, war die Möglichkeit, dass die Staatskirche Unrecht haben könnte – denn das konnte gefährlich für mich werden. Sie lehrte nämlich, dass jeder, der ihre Lehren verwarf, in die Hölle kommt. Aber irgendetwas in mir verlangte, die Wahrheit zu erfahren. So schlug ich die Bibel auf – glücklicherweise konnte ich lesen. Dort erkannte ich, dass das Neue Testament gewissen Lehren der Staatskirche klar widersprach. So stand ich vor der Wahl: Wem sollte ich folgen, der Kirche oder der Heiligen Schrift?

Etwas später geriet ich an die Schriften Martin Luthers. Durch sie wurde mir klar, dass die Übertretung menschlicher Gebote niemals zur ewigen Verdammnis führt. So heißt es in Apostelgeschichte 5,29: ›Petrus und die Apostel aber antworteten und sprachen: Man muss Gott mehr gehorchen als Menschen.«

Menno predigte noch weiter, aber Adriaen hörte nicht mehr zu. Er dachte an seine Mutter und an die anderen Frauen und an Hans Munstdorp. Das hier

war eine Familienzusammenkunft, aber diese Personen waren nicht bei ihren Familien.

Plötzlich erinnerte sich Adriaen an den Plan, den sie gefasst hatten, als er seine Mutter im Gefängnis besucht hatte – den Plan, mit Hilfe dieser Frau, der Emma, Botschaften von und zu den Gefangenen bringen zu können. Wie konnte er das nur vergessen?! Das war doch so wichtig ... und seitdem waren schon wieder zwei Tage vergangen. Vielleicht dachte seine Mutter, er habe es vergessen. Und tatsächlich: Er hatte es vergessen! Einfach schrecklich!

Alles war so durcheinander geraten: Der Mann in dem dunkelroten Umhang hatte ihn verfolgt, er hatte Hausarrest bekommen, Menno Simons war erschienen. Aber all das war keine Entschuldigung. Er hatte seine Mutter sitzen lassen ... in ihrer größten Not!

Sobald Menno Simons aufgehört hatte zu sprechen, hob Adriaen die Hand, doch niemand in der alten, finsternen Scheune konnte es sehen. Johann Metser stand auf und wollte etwas sagen, als Adriaen dazwischenrief: »Bruder Metser! Ich habe etwas Wichtiges zu sagen – etwas, was ich vergessen hatte, als ich aus dem Gefängnis kam.«

Adriaen wusste, dass es nicht üblich für junge Leute wie ihn war, in der Versammlung den Mund aufzumachen. Aber sie waren hier in einer Familienversammlung, und da sind Kinder sehr wichtig. Und Betty hatte auch öffentlich gesprochen, als sie sich taufen lassen wollte.

»Dann schieß los«, sagte Bruder Metser, der genauso darauf aus war, etwas über die Gefangenen zu hören, wie alle anderen Anwesenden.

»Die meisten haben sicher gehört, dass ich im Gefängnis war und meine Mutter und die anderen besucht habe.« Adriaen begann, sich höchst unwohl zu fühlen, als er aller Augen auf sich gerichtet sah. »Ich – ich weiß, dass ich nie wieder dorthin gehen darf, aber es gibt einen Weg, Botschaften dorthin und von dort zu bekommen.«

Allgemeines Murmeln erhob sich, denn einerseits war man äußerst interessiert, andererseits bestanden auch die schlimmsten Befürchtungen bei allen Anwesenden.

»Da ist eine Frau – sie heißt Emma –, die ihren Mann fast täglich im Gefängnis besucht. Mama sagt, sie würde wahrscheinlich unsere Botschafterin sein wollen.«

Das Murmeln wurde lauter. »Das wäre großartig! ... Gott sei Dank!«

Adriaen zählte auf, was die Gefangenen vor allem brauchten: Kerzen, Papier, Tinte, Schreibfedern und Brot. »Aber ... da ist eine Schwierigkeit«, räumte er ein. »Emmas Mann soll am nächsten Freitag gehenkt werden, so werden wir bald einen anderen Boten brauchen.«

In starker Erregung wurde diskutiert, wer mit Emma Verbindung aufnehmen sollte, bis Johann Metser aufstand und alle Augen auf ihn gerichtet waren. »Möglicherweise ist der Gedanke, zu dieser Person Kontakt aufzunehmen, nicht schlecht, aber ich habe da meine Bedenken ...« Bruder Metser war immer derjenige, dem es am meisten um die Sicherheit der Untergrundkirche ging. »Da ist noch etwas anderes zu bedenken. Du bist mutig in das Gefängnis gegang-

gen, Adriaen, und ich kann es verstehen, dass du deine Mutter sehen wolltest, aber ... du bist erkannt worden, und das macht mir zu schaffen.«

Adriaen krümmte sich auf seinem umgestülpten Eimer. Er wusste nur zu gut, dass er ihnen Schwierigkeiten bereitet hatte. Andererseits war er es leid, die ganzen Tage in der Stube eingesperrt zu sein.

»Wir können nicht zulassen, die Gemeinde noch weiteren Gefahren auszusetzen. Soweit wir wissen können, kommt nur diese Emma – oder wie sie heißt – als die Person in Frage, die dich bei der Obrigkeit angezeigt hat. Was wollen wir dagegen unternehmen?«

Das war eine Möglichkeit, an die noch keiner gedacht hatte, vor allem Adriaen nicht. Allerdings, wie soll die Obrigkeit von ihm erfahren haben?

Es summt wie in einem Bienenkorb, als alle miteinander diese Möglichkeit besprachen. Schließlich stand eine Frau auf und sagte laut: »Ich hörte, der Junge säße fest in seiner Wohnung, und das erschien mir ausreichend. Aber nun ... nun weiß ich nicht. Wenn sie nun wissen, wer er ist?«

»Das sind auch meine Bedenken«, sagte Johann Metser. »Und man kann den Jungen nicht für alle Zeit verstecken.« Das allerdings empfand Adriaen genauso. Er war jetzt schon nahe daran, verrückt zu werden. Dann fuhr Bruder Metser fort: »Und was wird, wenn die Stadtbüttel das Haus durchsuchen und ihn dort finden?«

»Nun reicht's aber!«, protestierte Adriaens Vater. »Wir können uns nicht vor jeder Eventualität schützen. Manche Dinge muss man einfach dem Herrn

überlassen. Er ist es am Ende doch, der uns beschützen muss.«

Dann stand ein anderer auf – der Ehemann der dritten Gefangenen. »Lasst uns nicht vergessen«, sagte er mit einer Stimme, die vor Erregung zitterte, »es ist ein Vorrecht, für Christus zu leiden. Ich will bestimmt nicht meine Lijsken verlieren, aber ... wenn Gott es für richtig hält, jemanden zum Zeugen für ihn zu berufen, darf er vor dieser Möglichkeit nicht zurückschrecken.«

»Jawohl! Aber wir treffen uns auch nicht an irgendeiner Straßenecke, damit die Behörden uns allesamt einsperren können«, gab Johann Metser zurück, und seine Stimme klang zornig.

»Brüder und Schwestern«, sagte Menno Simons, nachdem er sich langsam erhoben hatte, »über so etwas sollten wir keine Streitereien führen. Denkt immer daran, was unser Herr Jesus uns gesagt hat: ›Siehe, ich sende euch wie Schafe mitten unter Wölfe, so seid nun klug wie die Schlangen und einfältig wie die Tauben.‹ Wir leben tatsächlich unter Wölfen. Die Frage ist, wie wir uns da weise verhalten, ohne von Angst bestimmt zu sein.

Nun, was die Frage betrifft, ob diese Frau, Emma, vertrauenswürdig ist oder nicht, so ist das meiner Meinung nach unerheblich. Der Besuch Adriaens im Gefängnis reicht aus, die Behörden darauf zu bringen, dass er mit einer der Gefangenen verwandt sein muss ...«

»Das stimmt«, unterbrach ihn Mattheus Wens. »Hätte sie ihnen mehr erzählen können, dann hätten sie ihn schon längst abgeholt.«

Adriaen wurde rot, weil er verstand, dass sein Vater sich für ihn einsetzte.

»Möglich«, gab Bruder Simons zu. »Aber weil ich sowieso Antwerpen verlassen muss – ich bin ja auf ihrer Fahndungsliste, wie ihr wisst, immer auf der Flucht –, darum lasst mich der Nächste sein, der mit Emma Kontakt aufnimmt. Bevor irgendetwas gegen mich unternommen werden kann, bin ich schon von hier fort.«

Menno Simons drehte sich um und blickte Adriaen ins Gesicht. »Und wegen eurer Bedenken, dass der Junge, der Adriaen, früher oder später entdeckt werden würde, mache ich euch einen Vorschlag.«

Wieder krümmte sich Adriaen zusammen, weil alle Augen auf ihn gerichtet waren. Was wollte dieser Mensch von ihm?

»Ich gehe in den Norden«, sagte Simons. »Da könnte ich den Jungen mitnehmen.«

Mit Menno auf Reisen

Die Vorstellung, mit Menno Simons aus der Stadt zu fliehen, war das Letzte, was Adriaen Wens an diesem Abend hören wollte, und sein Vater war nicht weniger unglücklich darüber.

»Ich möchte die Familie nicht noch mehr auseinander reißen«, sagte Mattheus mit rauher Kehle. »Wir haben Maeyken schon verloren. Mehr Verluste können wir nicht ertragen.«

»Ich weiß, dass dies wie ein zweites Opfer aussieht«, erwiderte Menno geduldig, »aber auf die Länge gesehen, kann das dem Jungen ... und dir das Leben retten.«

»Das will ich erst einmal sehen«, sagte Mattheus und verschränkte die Arme vor der Brust und schob sein Kinn vor.

»Aber es geht nicht nur um dich«, sagte Johann Metser. »Jeder, der von den Behörden ergriffen wird, bringt sie näher an den Rest der Gemeinde heran.«

»Wo ist denn der Geist Christi in dir?«, forderte Mattheus ihn heraus. Er ließ die Arme sinken und stützte sie auf seine Bank, so als sei er bereit, jederzeit aufzuspringen. »Sagen die Schriften nicht, dass, als die Zeit der Leiden für Christus herankam, er sein Angesicht fest darauf richtete, nach Jerusalem hinaufzugehen? – und das steht in Lukas 9, Vers 51. Sind wir so furchtsam, dass wir der Drangsal nicht



ins Auge schauen mögen, ja nicht einmal ein bisschen zu riskieren wagen, damit die Familien beieinander bleiben, sondern stattdessen wie ängstliche Schafe davonlaufen?«

»Na, wenn du die Bibel gegen mich zitierst«, gab Metser zurück. »Jesus hat gesagt: ›Es steht geschrieben: Ich werde den Hirten schlagen, und die Schafe werden zerstreut werden‹ – und das steht in Matthäus 26, Vers 31. Was ist also schlecht, wenn einer flieht, wenn das das Sicherste ist? Selbst Jesus sagt, dass es geschehen wird!«

»Das war eine Weissagung auf die Kreuzigung Jesu und gilt nicht für jetzt«, schoss Mattheus zurück.

»Und was hältst du von Lukas 21, Vers 21?«, fauchte Johann Metser: »Da steht: ›Dann sollen die in Judäa auf die Berge fliehen und die, die in seiner Mitte sind, daraus weichen.‹ Da geht es um die Endzeit, und mit Sicherheit leben wir in dieser, wie auch all diese Verfolgungen uns beweisen.«

»Brüder, Brüder, bitte! Lasst uns in Ruhe nachdenken!«, bat Menno Simons. »Es geht hier nicht um Mut, sondern um Weisheit. Bruder Mattheus, deine Familie hat einen schweren Schlag erlitten, indem deine liebe Maeyken verhaftet wurde. Andere Familien haben dasselbe erlitten, und wir wissen nicht, ob das letzte und größte Glaubenszeugnis von ihnen gefordert wird. Wir haben keinen Grund, uns gegenseitig den Glaubensmut abzuspochen. So wie der Herr dem Paulus versicherte: ›Meine Gnade genügt dir‹, wird Gott uns auch, wenn die Zeit kommt, die nötige Gnade geben, standhaft zu bleiben. Aber wir dürfen nicht durch unsere Torheit solche Angriffe provozieren.«

ren. Ich denke, es wäre das Beste, wenn der Junge mit mir kommt.«

»Dann wäre es wohl das Allerbeste, wenn die ganze Familie mitkommen würde«, sagte Adriaens Vater mit bitterem Spott.

Aber Menno Simons ließ sich nicht herausfordern. Er gab nur zu bedenken, dass es schwierig sei, eine ganze Familie unbemerkt aus der Stadt zu bringen.

Danach war es lange Zeit still.

»Ich glaube, du hast Recht«, sagte Mattheus schließlich. »Außerdem könnte ich gar nicht weggehen und Maeyken allein lassen. Wir müssen ihr hier beistehen.«

»Aber ich will sie auch nicht verlassen«, trumpfte Adriaen auf.

»Mein Sohn, was meinst du, was sich deine Mutter von dir wünschen würde?«, fragte Menno leise.

Adriaen blickte auf die Schatten rings um ihn herum in dieser dunklen Scheune, dann blickte er auf seine Füße: »Ich weiß nicht.«

»Bist du sicher? Denk noch mal nach!«

In Wirklichkeit wusste Adriaen sehr genau, was seine Mutter sagen würde. Sie würde nicht selbstüchtig darauf bestehen, dass Adriaen bei ihr blieb. Sie würde an die anderen denken und was für sie das Sicherste ist. »Ich glaube ... sie würde wahrscheinlich ...«, murmelte er so leise, dass niemand etwas verstand.

»Was nun? Sprich deutlich, Junge«, sagte Menno.

»Ich sagte, sie würde höchstwahrscheinlich sagen, ich sollte gehen.«

Mattheus blickte kurz auf seinen Sohn, dann senkte er den Kopf.

»Na ja«, sagte Johann Metser, »nun ist wohl alles klar, und ich denke, es ist Zeit für uns, heimzugehen.«

Am nächsten Morgen war Familie Wens schon vor dem Hellwerden auf den Beinen. Elsie kochte einen Topf Brei, während Adriaen einige Kleidungsstücke zusammensammelte und in einen Sack steckte. Sein Vater zählte sein Geld und schrieb allerhand mit einer Gänsefeder auf ein Stück Papier. Niemand war in guter Stimmung.

»Du könntest dich einfach von diesen dummen Wiedertäufern lossagen«, wagte Adriaen zu sagen.
»Dann bräuchtest du mich nicht fortzuschicken!«

Sein Vater antwortete nicht, aber Adriaen bemerkte, dass die Falten in seinem Gesicht tiefer wurden.

»Wie komme ich dazu, wegzugehen?!«, knurrte Adriaen.

»Halt dich damit nicht länger auf, Junge. Du weißt, warum. Niemand von uns gefällt das – am wenigsten mir selbst –, aber es ist so beschlossen. So musst du das Beste daraus machen. Es wird ja nicht für immer sein.«

Die Antwort seines Vaters kam so entschlossen und deutlich, dass Adriaen besser den Mund hielt – und doch wusste er, dass sein Vater drauf und dran war, nachzugeben.

So versuchte er es doch noch einmal. »Warum hörst du auf die und tust nicht, was du für richtig hältst, Papa?«

Der Vater sprang auf und schlug mit der Faust auf den Tisch, dass die Geldstücke schepperten. »Jetzt reicht's!«, donnerte er. Dann – er hatte sich schon wieder beruhigt – hielt er Adriaen vier Münzen hin: »Hier ist ein halber Gulden. Sieh zu, dass du möglichst für dich selbst aufkommst, und sei Bruder Simons in jeder Hinsicht behilflich.«

Dann nahm Mattheus den Jungen in den Arm und drückte ihn fest an sich. »Ich möchte dich nicht fortgehen lassen, aber es ist besser so. Jetzt wird Menno Simons in wenigen Augenblicken hier sein, also iss noch schnell etwas von dem Haferbrei.«

Selbst als sein Vater ihn umarmte, ließ Adriaen die Arme steif nach unten hängen. Er mochte die herzliche Geste nicht erwidern. Dafür war er zu erregt ... zu zornig!

Menno Simons und Adriaen waren schon am Stadttor, als der Tag anbrach. Einige Bauern warteten draußen mit ihren Karren voll von Eimern mit Milch, Butter, Heu und Brennholz.

Adriaens Herz blieb fast stehen, als er einen der Handzettel erblickte, von denen Betty ihm erzählt hatte und auf denen nach einem Jungen gefragt wurde, der an einem bestimmten Tag die Glaserstraße hinuntergelaufen war. Schnell blickte er sich um und eilte aus dem Tor. Niemand hatte von ihm Notiz genommen.

Den ganzen Tag gingen sie meist schweigend durch das heutige Belgien, wobei sie die Ortschaften möglichst mieden. In der Nacht rasteten sie bei einem

Bauern, den Menno kannte. Sie wurden herzlich aufgenommen, und die beiden Reisenden hatten kaum ihr Abendbrot verzehrt, als schon etliche Leute aus der Nachbarschaft angekommen waren, die gerne eine Ansprache von Bruder Menno hören wollten.

Adriaen stand in einer Ecke der überfüllten Küche, und Menno lehrte über die Bedeutung der Taufe. Adriaens Aufmerksamkeit war sehr geteilt. Es stimmte, auch er hatte daran gedacht, sich taufen zu lassen ... aber im Augenblick war er einfach zu böse, weil er seine Familie verlassen musste. Er wollte nicht zuhören.

»Der Hauptwiderspruch zwischen der Lehre der Staatskirche und der Heiligen Schrift«, erklärte Menno seinen aufmerksamen Zuhörern, »hat mit der Frage zu tun, wie ein Mensch errettet wird. Die Staatskirche behauptet, die Taufe sei die Voraussetzung zur Errettung, und deshalb tauft sie Babys, damit es ›sicher‹ ist, dass sie in den Himmel kommen, bevor die armen Würmchen irgendein Verständnis davon haben. Aber in Römer 10,9 steht: ›... dass, wenn du mit deinem Mund Jesus als Herrn bekennen und in deinem Herzen glauben wirst, dass Gott ihn aus den Toten auferweckt hat, du gerettet wirst.‹ So kann ein Säugling jedoch nicht reagieren. Man muss alt genug sein, um verstehen zu können, wer Jesus ist, und ihn aus freiem Willen als Herrn angenommen haben. Die Taufe hat also ihren rechtmäßigen Platz nach der Bekehrung und ist ein Zeichen für das, was im Herzen stattgefunden hat.«

Adriaen schlich zur Tür und ging leise hinaus in die kühle Nachtluft. Es war schon längst Frühling, doch

die Nächte waren immer noch sehr kalt. Er blickte nach Süden, in Richtung Antwerpen. Wenn ich jetzt sofort losgehe, könnte ich morgen Nachmittag zu Hause sein, dachte er. Aber seine Füße waren müde und taten ihm weh ... Es war wohl doch besser, irgendwo in einer Scheune zu schlafen und erst dann fortzugehen, nachdem er sich ausgeruht hatte.

Dann erinnerte er sich an den Handzettel, der an das Stadttor genagelt war. Ob es ihm nun gefiel oder nicht: Auch er wurde »gesucht«. *Überhaupt, überlegte er, was könnte ich Papa sagen, wenn ich plötzlich wieder da wäre?*

Obwohl er sich auf einem freien Feld befand, fühlte sich Adriaen so, als säße er in einer Falle.

Er konnte die dröhnende Stimme von Menno Simons drinnen im Haus hören. *Er hat dieses ganze Unglück über uns gebracht, dachte Adriaen voller Zorn. Wäre er doch bloß ein normaler Priester geblieben! Stattdessen zieht er überall herum und hetzt die Leute auf, dass sie Ketzer werden sollen! Vorher hatte niemand etwas gegen uns gehabt. Mama wäre jetzt nicht im Gefängnis, und ich bräuchte nicht mit ihm auf der Flucht zu sein. Ein Junge sollte nicht von zu Hause fliehen müssen!*

»Ketzer!«, sagte er ganz laut zu sich selbst. Der Name hatte etwas Widerliches an sich. »Wiedertäufer« war aber auch kaum besser.

Die Versammlung begann sich aufzulösen, und die Leute traten ins Freie, um heimzugehen.

In dieser Nacht schliefen Adriaen und Menno auf einem Dachboden. Es war kalt, und der Raum hatte keine Fenster. Beide bekamen aber eine dicke Feder-

decke, in die sie sich hineinrollen konnten. Dem Jungen war so schön warm, wie er es gern immer gehabt hätte.

Am nächsten Morgen hatte es Menno eilig, in den Norden zu kommen ... und Adriaen musste mit. Nach einigen Tagen begann er, gegenüber Menno Simons etwas entspannter zu werden. Der alte Pastor hatte oft versucht, ein freundliches Gespräch mit dem Jungen anzufangen. Aber bisher hatte Adriaen immer die Lippen fest zusammengepresst.

»Du weißt ja«, begann Menno eines Tages, als sie einen Feldweg entlangstapften, »dass auch ich von zu Hause fliehen musste.«

»Warum?«, fragte Adriaen, der sich über seine Neugier ärgerte. Denn eigentlich wollte er doch jedes Gespräch vermeiden.

»Es war dasselbe wie bei dir. Auch ich wollte keine Verfolgung über meine Familie bringen.«

»Was meinen Sie damit?«

»Nun, die Obrigkeiten halten stets Ausschau nach mir, weil ich unter den so genannten Wiedertäufern ziemlich bekannt bin. Nirgendwo darf ich mich zu lange aufhalten. Wäre ich in meiner Heimat geblieben, so hätte man schon bald herausgefunden, wer zu meiner Familie gehört. Dann hätte man sie als Geiseln gefangen genommen. Aber nun, wo ich auf der Flucht bin, tun sie das Gott sei Dank nicht, weil es zwecklos wäre.



»Würde man sie sonst foltern?«, fragte Adriaen, und dabei dachte er an Hans Munstdorp, der unter grausamsten Qualen in Ernsts »Katzenzimmer« von der Decke hing.

»Vielleicht. Jedenfalls wollte ich es nicht darauf ankommen lassen.«

Adriaen wollte nicht allzu interessiert wirken, trotzdem hatte er eine weitere Frage – eine, die zu wichtig war, um nicht gestellt zu werden. »Wie kam die Obrigkeit dazu, zu denken, die Wiedertäufer seien so schlecht, dass man uns jagen muss – ich meine, dich jagen muss?«, korrigierte er sich selbst, weil er gar nicht zu den Wiedertäufern gehören wollte. Denn nur wegen dieser Lehre war all das Unglück über ihn hereingebrochen.

»Gute Frage«, antwortete Menno Simons eifrig. »Die Staatskirche sagt, man werde durch die Taufe ein Mitglied dieser Kirche. Ist man von einem Priester getauft worden, auch wenn man noch viel zu jung war, um zu begreifen, worum es dabei geht, dann gehört man zur Kirche. Als Ungetaufter steht man draußen. Wir sagen, dass dies falsch ist. Die Mitgliedschaft in der Kirche Christi gründet sich auf die Erfahrung der Errettung durch den persönlichen Glauben an Jesus Christus.«

Adriaen hatte keine Lust, eine Predigt zu hören. »Klar, das weiß ich alles. Aber das erklärt doch nicht, warum die Obrigkeit so sehr hinter den Wiedertäufern her ist.«

»Das kommt daher, dass der Staat die Kirche braucht, um die gewöhnlichen Menschen unter seiner Kontrolle zu halten. Viele Menschen hätten genug Gründe, gegen die Grafen und Fürsten oder gar den Kaiser selbst zu rebellieren. Das täten sie auch, wenn sie nur um ihr irdisches Leben zu fürchten hätten. Nun kommt aber die Kirche: ›Dann kommt ihr

obendrein in die Hölle!« Das nimmt den meisten den Mut zum Widerstand. Die ewige Verdammnis möchten sie nicht riskieren. Als Gegenleistung hilft der Staat der Kirche, alles niederzumachen, was nicht mit der Lehre der Staatskirche übereinstimmt.«

»Du meinst die Ketzler?«

»Na ja ... das sind Leute, die von Staat und Kirche als Ketzler betrachtet werden. Die Bedingungen für die Kirchengliederung unter Kontrolle zu haben, ist sowohl für den Staat als auch für die Kirche wichtig. Wenn wir die Grundlage für diese Mitgliedschaft für falsch erklären, bedrohen wir nicht nur die staatliche Macht, sondern auch die Gewalt der Kirche über das Volk. Das kann die Regierung nicht zulassen. So werden wir wie Verräter und Staatsfeinde gejagt und verfolgt, obwohl wir uns nie bewaffnet zur Wehr gesetzt haben wie die Münsterschen.«

»Wer ist das?«

»Die Münsterschen? Nicht alle, die der Staatskirche widersprechen, sind auf dem richtigen Weg. Die Bibel muss der Maßstab für unseren Glauben und unser Leben sein. Vor ungefähr zehn Jahren gab es eine Gruppe von wirklichen Ketzern, die sich der Bibel widersetzen und in Münster das ›Reich Gottes‹ errichten wollten. Aber sie lagen genauso falsch wie die Staatskirche.«

»Wieso?«

»Erstens nahmen sie ihre Zuflucht in der Gewalt und gebrauchten das Schwert, um ihre Feinde zu bekämpfen. Der Herr Jesus Christus aber meinte es völlig ernst, als er uns warnte: ›Alle, die das Schwert nehmen, werden durch das Schwert umkommen.««

»Durch die Regierung?«

Menno Simons nickte.

»Nun, ich meine, der Staat ist dann ja doch auch zu etwas nütze, nicht wahr?«, sagte Adriaen.

»Die Bibel lehrt uns, den Obrigkeiten untertan zu sein, es sei denn, sie befehlen uns, gegen Gott ungehorsam zu sein. Man muss Gott mehr gehorchen als den Menschen. In der Tat ist der Staat zu manchem nütze. Aber das bedeutet nicht, dass wir uns freuen sollten, wenn jemand umgebracht wird. Ich weiß das, denn mein eigener Bruder gehörte zu so einer Gruppe wie die Münsterschen. Er wurde deshalb gefangen genommen und hingerichtet.«

Adriaen hatte vergessen, dass er sich gar nicht in eine große Diskussion einlassen wollte. »Haben Sie die Wiedertäuferbewegung gegründet?«

»Nein, nein ... keinesfalls«, lachte Menno. »Schau mal: Vor nicht allzu langer Zeit begannen Conrad Grebel, Felix Manz und einige andere in der Schweiz damit, indem sie sich gegenseitig taufte. Sie taten das, nachdem sie ihren Glauben bekannt hatten. Aber sie waren nicht die ersten, die die Glaubenstaufe anstatt der Kindertaufe praktizierten. Aus dem Neuen Testament wissen wir, dass sie das auch in der frühen Christenheit so machten. Nicht nur sprechen alle Texte, in denen es um das Wesen der Bekehrung geht, deutlich von der Notwendigkeit eines bewussten Verständnisses. Wir finden außerdem im Neuen Testament auch niemanden, von dem es heißt, er sei als Baby getauft worden.«

Seine Frage war beantwortet, und Adriaen hatte keine Lust, noch weiter zu reden. Er begann schneller zu gehen und ließ Menno Simons etwas hinter sich. Er hatte schon viel zu viel geredet. Am Ende glaubte Menno noch, er sei dabei, klein beizugeben. Er konnte nicht damit fertig werden: Das ganze Theater, das seiner Meinung nach wegen der Taufe gemacht wurde, schien ihm zugleich ärgerlich und lächerlich angesichts der harten Tatsachen: Seine Mutter lag im Kerker, und er, Adriaen, war nun gegen seinen Willen viele Kilometer weit von ihr entfernt.

Tag für Tag legte er sich Fluchtpläne zurecht. Natürlich: Menno Simons hielt ihn nicht wie einen Gefangenen. Aber ... er war eben nur ein Junge. Wohin sonst hätte er gehen sollen? Nur Menno kannte die Leute, bei denen sie als Fremde gefahrlos einkehren konnten. Wenn er allein fortlief, wären die ersten Fragen: »Wer bist du? Woher kommst du?« Und das würde unweigerlich zu Verhören bei den Behörden führen.

Ob er wollte oder nicht: Er musste mit Menno zusammenbleiben.

Augen, die nicht sehen

Die ganze Landschaft war vom Duft der Blumen erfüllt. Ein warmer Wind bewegte leise die grünen Zweige der Bäume, unter denen sich die Flüchtlinge niedergelassen hatten, um Brot und harten Käse zu essen und ihren Durst an einem Bach zu stillen. Sie hatten sich von der staubigen Straße in Richtung Wald begeben. Gleich am Waldrand hatten sie eine schöne, sonnige Stelle mit dichtem Gras gefunden. Außerdem diente ihnen eine Reihe dicker Steine als bequeme Rückenlehne. Es tat gut, den Füßen etwas Erholung zu gönnen.

»Schau!«, sagte Menno Simons, »da sind Erdbeeren. Es müssen die ersten dieses Jahr sein.«

Adriaen stand auf und pflückte so lange, bis er eine Hand voll der winzigen Beeren zusammen hatte. Dann ging er wieder zurück und gab auch Menno ein paar davon ab.

Sie waren jetzt in Friesland, etwa 200 Kilometer von Adriaens Heimat entfernt. Meistens war das Land völlig flach und bestand aus lauter Feldern und Wiesen, durch die sich Kanäle zogen, doch hier und da

stieg das Gelände auch sanft an. Da gab es kleine Wälder mit Eschen,

Erlen und Weiden. Wenn der Wind aus dem Norden kam, roch es sogar nach dem Meer. »Bald werden wir im Herrschaftsbe-



reich des Barons von Ahlefeld sein«, sagte Menno. »Der Baron hat den Wiedertäufern nicht öffentlich seinen Schutz angeboten, aber ich glaube, dass er uns wohlgesinnt ist. Jedenfalls hat er uns bis jetzt nicht aus seinen Besitztümern vertrieben oder den Behörden ausgeliefert.«

Kaum hatte Menno Simons dies gesagt, vernahm Adriaen Hufschläge von schnell näher kommenden Pferden. »Da kommt jemand«, sagte er und blickte sich ängstlich nach einem Versteck um.

»Bleib sitzen«, sagte Menno. »Wir haben versäumt, uns rechtzeitig zu verstecken. Jetzt würden wir nur Argwohn wecken. Ich denke, so sind wir am sichersten.« Er streckte sich auf seinem roten Mantel aus und lehnte sich an den Stein hinter ihm. Dabei blickte er ganz entspannt in den warmen Sonnenschein.

Drei Reiter kamen schnell die Straße herauf. Einer trug das Wappen des Kaisers vorne auf seiner Brust, und die beiden anderen hatten lange Schwerter an ihrer Seite hängen. Adriaen hoffte, dass sie vorbeireiten würden, ohne von ihnen Notiz zu nehmen. Doch es kam anders. Einer der Reiter zeigte in Richtung Waldrand, und die drei zwangen ihre Pferde zu einem ruckartigen Halt. Nach einer kurzen Unterredung ritten sie hintereinander auf das Wäldchen zu, wobei sie sich wanden und bückten, um den niedrigen Zweigen auszuweichen. Sie hielten dicht vor Adriaen und Menno an.

»O Herr«, murmelte Menno. »Lass sie nicht sehen, wer vor ihnen sitzt!«

Adriaen drehte sich der Magen um.



»Guten Tag, meine Herren«, sagte Menno freundlich zu den Reitern, die nun in einer Reihe vor ihm hielten. »Wollen die Herren nicht absteigen und mit uns in dieser schönen Gegend eine Erfrischung einnehmen?«

»Keine Zeit«, sagte der eine mit dem Wappen. »Wir jagen einen Ketzer – einen Menno Simons, um genau zu sein. Schon was von dem gehört?«

»Na klar, hab ich schon«, sagte Menno. »Soll schon ein bisschen älter sein, nicht wahr? Mit grauem Haar und langem Bart?«

»Genau!«

»Dann wird er aussehen wie tausend andere in dieser Gegend«, meinte Menno und musste lächeln.

Der Anführer blickte finster. Er war nicht zu Späßen aufgelegt. »Dieser ist was Besonderes«, brummte er.

»Ach ja? Inwiefern?«, fragte Menno. Dabei setzte er sich auf und schien höchst interessiert.

»Dieser Bursche ist einer von den gefährlichen Wiedertäufern! Ich verstehe nicht, wie du von ihm gehört haben kannst, ohne das ebenfalls zu wissen.«

»Ja ja, natürlich, ein Wiedertäufer. Klar weiß ich das. Es war natürlich dumm von mir, nicht zu begreifen, dass er darum ›anders‹ ist.«

»Es freut mich für dich, dass du das begriffen hast«, sagte der Anführer und stellte seinen Steigbügel auf.

»Nebenbei gefragt: Du hast keine Wiedertäufer hier rumlaufen sehen, oder?«, fragte er mit drohender Stimme.

Menno strich sich nachdenklich über seinen Bart.

»Nein, nein ... wirklich, solange wir hier sitzen, ist uns keiner über den Weg gelaufen.«

»Gut, haltet weiter scharf die Augen auf. Man kann sie gar nicht übersehen. Und noch eins will ich euch verraten: Jeder bekommt eine hohe Belohnung, der dabei hilft, diesen Menno Simons festzunehmen.«

Die Reiter drehten mit ihren Pferden um und verschwanden. Doch gerade, als der letzte sich unter den ersten Zweig duckte, hielt er sein Pferd an und kam zurück. Er blickte streng auf Adriaen und dann auf Menno. »Das ist doch die richtige Straße nach Leeuwarden, nicht wahr?«, fragte er.

»Ganz ohne Zweifel«, sagte Menno. »Nur zwei Stunden von hier an dieser Straße Und wer so gute Pferde hat wie Sie, ist noch schneller dort.«

Der Mann tippte an seinen Hut und folgte den beiden anderen.

Adriaen hielt den Atem an, bis das Hufgeklapper der Pferde nicht mehr zu hören war. Dann atmete er so heftig, dass ihm schwindlig wurde. »Wie war das möglich?«, japste er nach Luft.

»Ich weiß nicht, aber ich glaube, es war der Herr.«

»Aber ... sie haben uns doch genau betrachtet!«

»Ohren haben sie und hören nicht, und Augen haben sie und sehen nicht«, sagte Menno und blickte den kaiserlichen Menschenjägern nach.

Adriaen runzelte die Stirn. »Was hast du eben gesagt?«

»O entschuldige«, antwortete Menno. »Mir fiel nur gerade ein, was der Herr zu den Pharisäern gesagt hat. Sie hatten die Wahrheit so lange abgelehnt, dass sie selbst beim Anschauen seiner Wunder den Herrn nicht als ihren Messias erkannten.«

»Wenn Gott das getan hat, wie hat er es dann gemacht?«

»Ich weiß nicht ... Vielleicht hat Gott gemacht, dass sie nicht mehr sahen, als sie hier zu sehen erwarteten:

ein paar gewöhnliche Reisende, die am Straßenrand sitzen – während sie sich vorstellen, dass Wiedertäufer sonderbare Kleidung tragen oder sich eigenartig benehmen würden, wodurch sie sich von normalen Menschen unterscheiden.«

»Das ... das begreif ich nicht.«

»Ich auch nicht. Aber das war nicht das erste Mal, dass Gott die Menschen nur sehen ließ, was sie sehen sollten.«

»Du meinst, so was wäre früher auch schon mal passiert?«

»Vielleicht nicht genauso. Aber die Bibel berichtet von einigen Fällen, dass Menschen Dinge nicht sahen, die wirklich da waren, oder dass er sie befähigte, Dinge zu sehen, die man normalerweise nicht sehen kann. Kennst du die Geschichte von Elisas Diener?«

Adriaen schüttelte den Kopf.

»Der Diener fürchtete sich, weil ihre Stadt von Feinden umgeben war. Aber der Prophet Elisa sagte zu ihm: ›Fürchte dich nicht; denn bei uns sind mehr als bei ihnen‹ – womit er die Feinde meinte. Dann betete Elisa, und der Herr öffnete dem Diener die Augen. Da sah er, dass der Berg, auf dem ihre Stadt stand, voll von feurigen Rossen und Wagen war, und dass die himmlischen Krieger bereit waren, die Männer, die auf Gottes Seite standen, zu beschützen. Vielleicht waren es Engel.«

Die beiden Reisenden packten die Reste ihrer Mahlzeit in die Beutel und erhoben sich zum Weitergehen. »Gegen Abend«, sagte Menno, wobei er Adriaen

einen freundschaftlichen Klaps auf die Schulter gab, »sollten wir in Hadewijks Herberge sein. Ich habe oft bei ihr gewohnt. Sie ist eine wertvolle Schwester ... Ich denke, sie wird dir gefallen.«

Als Adriaen und Menno »Hadewijks Herberge« erreichten, konnte Adriaen kaum einen Unterschied zu den anderen Bauernhöfen feststellen, in denen sie übernachtet hatten. Die »Herberge« lag mitten auf dem freien Feld, weit entfernt von irgendeinem Nachbarhof. »Draußen im offenen Gelände ist es am sichersten«, erklärte Menno. »Man kann schon von weitem jemanden kommen sehen und sich verstecken, wenn es nötig ist. Natürlich funktioniert das nachts nicht. Aber sicherer ist es auf alle Fälle.«

Hadewijk hatte noch ein weiteres »Frühwarnsystem« – ihre Gänse! Und zwar eine große Herde davon. Die machten einen schrecklichen Lärm, als Menno und Adriaen wohl noch hundert Meter entfernt waren. Hadewijk kam aus der Küche, wobei sie die Hände in ihrer Schürze abtrocknete. Wegen der tief liegenden Abendsonne musste sie sich die Hand über die Augen halten, um auf dem Feldweg, der zu ihrem strohgedeckten Haus führte, etwas erkennen zu können.

Als sie Menno Simons erkannte, winkte sie mit beiden Armen. Dann ging sie mit einem Stock auf den stärksten Ganter los, der am lautesten schrie. Das Geschnatter wurde ein wenig leiser, aber die Gänse protestierten weiterhin gegen die Ankunft von zwei Fremden, bis die aufgeregten Vögel auf die

andere Seite der altersschwachen Scheune getrieben waren.

Obwohl sie noch viel älter als Menno Simons war, war Hadewijk so munter und aktiv wie andere Frauen, die nur halb so alt waren. Adriaen fühlte sich gleich wohl bei ihr, weil sie so freundlich aussah. Ihre blauen Augen blitzten aus einem sonnengebräunten Gesicht, aus dem eine lustige Stupsnase hervorschaute. Und die Falten um ihre Augen schienen viel mehr von ihrem Lächeln als von ihrem Alter herzurühren. Sie bewirtschaftete den kleinen Bauernhof allein, abgesehen von der gelegentlichen Hilfe durch ihre Gäste.

»Hätte ich gewusst, dass ihr kommt«, schimpfte sie gutmütig, »würde ich jetzt ein leckeres Abendessen fertig haben. Doch kommt nur herein, irgendetwas wird sich schon finden.«

Was sich »finden ließ«, war frisch gebackenes Brot und weich gekochte Gänseeier. Adriaen hatte es seit langem nicht so gut geschmeckt.

»Bevor ihr ins Bett geht«, sagte Hadewijk, »will ich euch zeigen, was ihr tun müsst, wenn die Schergen der Obrigkeit während eurer Anwesenheit kommen sollten.« Menno kannte das alles schon, so kam er nicht mit, als sie Adriaen in die niedrige Küche führte. »Wenn du fliehen musst, drücke eins dieser Bretter beiseite und schiebe es, wenn du durchgegangen bist, wieder an seine Stelle. Gehe die Treppe hinab und folge dem Tunnel. Er führt in die Scheune. Gehe auf der anderen Seite der Scheune wieder ins Freie. Dort wirst du einen trockenen, tiefen Graben

finden. Wenn du ihn gebückt entlangläufst, kommst du ungesehen in den Wald.«

»Was passiert, wenn sie diesen Durchgang entdecken?«, fragte Adriaen.

Hadewijk zuckte mit den Schultern. »Ich würde ihnen nichts als die Wahrheit sagen. Der frühere Besitzer baute ihn, damit er im Winter nicht durch den Schnee stapfen musste, wenn er in die Scheune wollte.«

Das Glück des Judas

Menno hatte ihn darauf hingewiesen, dass von den Gästen in Hadewijks Herberge stets erwartet wurde, dass sie mithalfen. So wunderte sich Adriaen nicht, als Hadewijk ihn am nächsten Morgen bat, in die Stadt zu gehen und etwas Salz, Garn und andere Dinge zu kaufen, die sie auf ihrem Hof nicht selbst herstellen konnte.

Die nächste Stadt war Leeuwarden – ungefähr 10 Kilometer entfernt. Während Adriaen auf dem Marktplatz seine Besorgungen erledigte, hörte er jemanden, der einige Zettel in der Hand hielt und dauernd rief: »Einhundert Gulden, einhundert Goldgulden für Menno Simons!«

Adriaen kaufte ganz schnell das Salz, das Garn und alles andere, was Hadewijk bestellt hatte. Dann verstaute er alles in einen alten Sack und beobachtete den Ausrufer. Irgendwann musste er doch den Marktplatz verlassen.

Endlich war es soweit. Adriaen lief hinter ihm her und bat ihn um einen der Handzettel.

»Kannst du überhaupt lesen?
Ich darf sie nicht einfach so verschleudern. Es sind höchst amtliche Schreiben von Kaiser Karl V. persönlich.«

»Ich kann lesen ... ein bisschen«, sagte Adriaen. »Kann ich dann, bitte schön, einen haben?«



Der Mann zuckte mit den Schultern, gab Adriaen einen und begann wieder zu rufen: »Einhundert Gulden ...«

Als Adriaen das Blatt gelesen hatte, wurde ihm schwindlig vor Augen. Darin war es verboten, Menno Simons auf irgendeine Weise zu unterstützen oder ihm Unterkunft zu gewähren. Nicht einmal seine Bücher durfte man lesen. Dann wurden jedem einhundert Goldgulden versprochen, der dazu beitrug, Menno Simons zu verhaften. Aber besonders gebannt blickte er auf etwas, was ganz unten stand: »Sollte ein solcher Mensch oder einer seiner nächsten Verwandten ein Verbrechen begangen haben, so werden er und seine Familie bei der Festnahme von Menno Simons vollkommen begnadigt.«

Adriaen schaute sich um, ob ihn jemand beobachtete. Dann las er den Zettel noch einmal. »So werden er und seine Familie bei der Festnahme von Menno Simons vollkommen begnadigt ...« Diese Zeile las er immer wieder.

Begnadigt ... Das könnte Freiheit für seine Mutter bedeuten! Und keine Gefahr mehr für seinen Vater! Er könnte nach Hause zurückkehren! Und die Familie würde wieder beisammen sein dürfen.

In Adriaens Kopf spielten die Gedanken verrückt. Es war nun schon so lange her, dass seine Familie friedlich gelebt hatte. Seitdem seine Eltern sich auf die Untergrundkirche eingelassen hatten, lauerte die Gefahr an ihrer Tür. Er träumte noch oft von den guten alten Zeiten, als für ihn als kleinen Jungen alles so sicher und einfach war. Vielleicht ... vielleicht konnte durch diese Belohnung alles wieder so werden wie früher.

Aber ... was würden die anderen Leute aus der Untergrundkirche sagen? Sie würden ihn als Verräter betrachten, als gemeinen Verräter. Ach was, mit dem vielen Geld brauchte er sich darüber keine Gedanken zu machen. Einhundert Goldgulden – dann wäre die Familie reich! Sie könnten irgendwo anders hinziehen – weg von den Wiedertäufern. Sie könnten sich ein schönes Anwesen kaufen – ein richtiges Haus, nicht diese elende Wohnung über einer stinkigen Schlachtereier an einer belebten Straße. Dann würden sie ein ganz neues Leben beginnen – dort, wo niemand sie kennt.

Adriaen blickte auf. Der Ausrufer war schon an der nächsten Querstraße. Er lief hinter ihm her. »Bitte, mein Herr!«, rief er, als er ihn eingeholt hatte. »Mit wem muss ich reden, wenn ich etwas über Menno Simons weiß?«

»Du? Du meinst, von ihm etwas zu wissen? Hau bloß ab, Bengel! Ich hätte keines der Blätter an dich verschwenden sollen. Du weißt überhaupt nicht, wovon du redest.«

»Doch ... Ich glaube zumindest. Und Ihnen soll es doch egal sein, ob ich etwas weiß oder nicht.«

»Mach, dass du wegstommst, Lämmel!«

»Aber könnten Sie nicht in Schwierigkeiten kommen, wenn ich etwas über ihn weiß und Sie sich geweigert hätten, mir bei der Anzeige zu helfen?«

Der Ausrufer wusste nicht, was er dazu sagen sollte.

»Na ja, ist schon in Ordnung. Wenn du was zu sagen hast, geh zum Bürgermeister ins Rathaus und erzähl ihm, was du weißt. Falls du Glück hast, ist der kaiserliche Herold noch dort. Er kam gestern mit zwei an-

deren Reitern in die Stadt und hat diese Blätter mitgebracht.«

»Danke«, murmelte Adriaen, bevor er ging. Plötzlich musste er an das eigenartige Erlebnis gestern am Waldrand denken.

»Wohin gehst du? Das Rathaus ist nicht dort ... Du musst in die andere Richtung laufen!«, rief ihm der Ausrufer nach. »He, Junge, warte einen Augenblick ... Woher kommst du überhaupt? Du sprichst ganz anders als die Leute hier. Du bist gar nicht von hier, stimmt's?«

Adriaen lief es kalt über den Rücken. Ihm war unheimlich zumute. Solange er mit Menno Simons gereist war, hatte er nie Misstrauen erweckt. Gott hatte nicht einmal die kaiserlichen Ketzerjäger erkennen lassen, wer sie waren – so hatte es zumindest Menno Simons gedeutet – und das, obwohl die Beschreibung genau auf Menno Simons passte – sogar der lange Bart wurde erwähnt. Aber heute stellte der Ausrufer so schnell fest, dass Adriaen ein Fremder war.

»He! Wer bist du?«, sagte der Ausrufer noch einmal – und diesmal sehr streng.

»Das geht Sie gar nichts an!«, schrie Adriaen ihn an und rannte fort. Er musste sich die Sache genau überlegen. Wenn er Menno Simons anzeigen würde, dann könnte er einhundert Gulden und die Freiheit für seine Mutter erwerben. Was könnte es Besseres geben? Andererseits ... Wenn man ihn auf der Stelle verhaften würde?

Nachdem er einige Straßen weitergerannt war, verlangsamte er seinen Schritt, weil er sich ziemlich si-

cher war, dass der Stadtausrufer nicht hinter ihm her war. Vor einem Gasthof setzte er sich auf ein leeres Fass, um alle Möglichkeiten zu durchdenken. Wenn er ins Rathaus ging und die Kaiserlichen noch dort wären, könnten sie ihn wiedererkennen. Das könnte Ärger geben – welchen, das konnte Adriaen sich allerdings nicht denken. Wenn er jetzt aber zu Hade-wijks Herberge zurückgehen würde, dann konnte es mehrere Tage dauern, bis sie wieder etwas aus der Stadt benötigen würde. Und wenn sie ihn schickte, wusste er nicht, ob er wieder allein gehen durfte.

Gern hätte er mehr Zeit gehabt, um die Sache gründlich überlegen zu können. Doch er wusste nicht, ob er noch einmal eine Möglichkeit zum Handeln finden würde. Menno Simons konnte sich plötzlich und ohne Vorankündigung dazu entschließen, weiter-zuziehen. Das hatte er schon mehrmals getan. »Warum sollte man den Feind in Versuchung bringen, indem man zu lange auf einem Fleck klebt?« hatte er unter-wegs eines Morgens zu Adriaen gesagt.

Adriaen hatte damals noch keine Lust gehabt, aufzu-stehen, und so fragte er: »Erwarten die Leute nicht, dass du heute hier predigst?«

»Das nehme ich an. Aber unsere Feinde könnten das-selbe meinen. Es ist für diese kleine Gemeinde siche-rer – und für uns auch. Irgendwann komme ich wie-der. Dann kann ich hier predigen.«

Nein, Menno Simons war zu unberechenbar. Wenn Adriaen mit dem Bürgermeister von Leeuwarden sprechen wollte, musste er das bald tun. Auch Hade-wijk wartete sicher schon auf ihn, und wenn er zu lange fortblieb, würde sie fragen, warum.

Er konnte und wollte die Gelegenheit, seine Mutter zu befreien, nicht verstreichen lassen. Er musste handeln – jetzt oder nie. So sprang er von dem Fass auf und eilte zum Rathaus. Es war leicht zu finden. Vom hohen Turm der Stadtkirche einmal abgesehen, war es das höchste Gebäude in der Stadt. Man konnte es von vielen Stellen aus sehen.

Vielleicht kann ich herausfinden, ob die kaiserlichen Leute noch da sind, bevor ich hineingehe, dachte er. Wenn sie fort sind, wird mich niemand erkennen.

Als er schließlich am Rathaus angekommen war, hatte er Glück. Ein Bettler, der an der Treppe saß, erzählte ihm, die »seltsamen Männer des Kaisers« seien schon am Morgen abgereist. »Ich könnte dir sagen, wohin sie geritten sind, wenn du mir ein kleines Geldstück geben wolltest.«

»Tut mir Leid«, rief Adriaen, während er die Rathhaustreppe hochlief. Ein Diener öffnete ihm. Er wollte ihn schon fortschicken, aber Adriaen hielt ihm den Handzettel hin und sagte: »Ich habe dem Bürgermeister etwas über diesen Menschen zu melden.«

»Was hast du zu melden?«, fragte der Diener.

»Das werde ich nur dem Bürgermeister sagen.«

»Ich darf Seine Hochwürden nicht stören, es sei denn, um etwas Außergewöhnliches zu melden. Komm schon Junge, sag's mir, und ich werde es weiterleiten.«

So dumm war Adriaen nicht. Sicher – der Mensch würde es weiterleiten. Aber in seinem eigenen Namen, um dann die Belohnung einzustecken. »Nein, ich werde nur zu dem Bürgermeister persönlich reden.«

Der Diener zuckte mit der Schulter, als er die Tür öffnete. »Na gut, es kostet nicht meinen Kopf, wenn es nicht wichtig ist.«

Adriaen folgte ihm durch einen langen Flur bis zu einer riesigen Doppeltür. Der Diener klopfte.

Keine Antwort.

Er klopfte wieder, und endlich brummte von innen jemand: »Herein!«

Noch nie hatte Adriaen einen Raum mit so vielen Fenstern gesehen, außer im Dom von Antwerpen. Dort saß ein alter Mann hinter einem großmächtigen Schreibtisch. Neben ihm, an einem Stehpult, stand sein Schreiber mit Feder und Papier.

»Was willst du?«, fauchte der Bürgermeister. »Ich habe eine Menge Briefe zu diktieren.«

Adriaen zitterte so sehr, dass er nur flüstern konnte. »Ich habe Informationen über Menno Simons«, sagte er und hielt den Zettel hoch.

»Ja ja, so wie alle plötzlich«, sagte der Bürgermeister und fuchtelte mit der Hand in der Luft herum. Dabei rollte er schrecklich mit den Augen. »Er reist durch's ganze Land und predigt die Wiedertaufe, und für diese tolle Nachricht willst du sicher jetzt einhundert Gulden kassieren.«

Einen Augenblick lang stand Adriaen ganz verwirrt da. Weiter brauchte er nichts zu sagen, um das Geld zu bekommen? Dann wurde ihm klar, dass der Bürgermeister ihn verspottete. »Nein, nein«, sagte Adriaen. »Ich weiß wirklich etwas Neues. Ich weiß, wo er jetzt ist. Ich könnte Sie zu ihm führen.«

»Und wieso weißt du das alles?« Der alte Mann blieb völlig ungerührt.

»Ich bin mit ihm gereist von ...« Fast hätte Adriaen »Antwerpen« gesagt. Dann aber entschied er sich, nicht mehr zu verraten, als unbedingt nötig war. »Von Süden her«, beendete er den Satz.

Der alte Mann hob die Augenbrauen. »Wann war das?«

»In den letzten Wochen.«

Der Bürgermeister runzelte die Stirn. »Das könnte stimmen. Ich hörte davon, dass er hier in den Norden kommen würde.« Er schob den viereckigen Hut auf seinem kahlen Kopf nach hinten. »Die Männer des Kaisers sagten, sie glaubten, ihm auf den Fersen zu sein.«

Dann streckte der alte Mann seinen knöchigen Zeigefinger Adriaen entgegen: »Willst du mir erzählen, dass er im Augenblick hier in Leeuwarden ist?«

»Nein, aber ich weiß, wo er steckt.« Adriaen machte eine Pause. Doch als er merkte, dass der Bürgermeister ihn skeptisch ansah, fügte er hinzu: »Und er ist nicht weit von hier.«

»Na, wo denn? Ich kann nicht den ganzen Tag mit dir verträdeln. Sag's mir, und ich schicke jemanden hin, um ihn zu verhaften. Aber wenn er nicht da ist, wirst du eingesperrt, weil du dem Bürgermeister seine kostbare Zeit gestohlen hast!«

Die Erinnerung an den Kerker von Antwerpen war in Adriaens Gedächtnis noch sehr frisch, und der Gedanke, vielleicht selbst ins Gefängnis zu kommen, setzte ihm gehörig zu. Er musste also vorsichtig sein.

Alles tat er ja nur, damit seine Mutter begnadigt wurde – und wegen des Geldes ... Vor allem aber wegen seiner Mutter.

Adriaen hielt den Zettel hoch. »Hier steht: Wenn ich helfe, Menno Simons zu fangen, wird jeder aus meiner Familie begnadigt werden. Wie kann ich sicher sein, dass das wirklich geschieht? Gilt das auch, wenn jemand der Ketzerei beschuldigt wurde?«

»Natürlich, natürlich.« Der alte Mann winkte ungeduldig ab. »Hast du nun eine nützliche Information oder nicht?«

»Aber woher soll ich wissen, dass ...?«

»Der Kaiser hat sein Wort gegeben. Außerdem wissen die kirchlichen Amtsträger, dass man diesen Wiedertäufer, Menno Simons, nur fangen kann, wenn sich unter den Wiedertäufern ein Judas findet. Und so ein Judas wird sicher einigen Schutz nötig haben.«

Ein Judas? Adriaen fühlte sich, als hätte ihn jemand zu Boden geschlagen. Ist das wahr? Judas hatte Jesus Christus für Geld verraten, und nun war er dabei, mit Menno Simons dasselbe zu machen.

Aber nein, es ging ihm nicht nur um das Geld. Er wollte seiner Mutter helfen, seiner eigenen, lieben Mutter, die in einem stinkenden Verlies steckte! Er wollte sie vor Folterungen bewahren. Sie sollte nicht sterben! Das war der große Unterschied zu Judas.

»Na ...?« Der Bürgermeister hakte ungeduldig nach. »Welche Informationen kannst du mir liefern? Verschwende nicht meine Zeit!«



»Ich ... ich muss darüber nachdenken«, murmelte Adriaen. Irgendetwas an dem alten Mann machte ihn misstrauisch.

»Darüber nachdenken?«, schrie der Bürgermeister plötzlich los und sprang vom Stuhl auf. Es war kaum zu glauben, dass in einem so zerbrechlichen Körper eine so mächtige Stimme war. »Das hättest du dir überlegen sollen, bevor du hierher kamst! Sag jetzt was, oder verschwinde!«

O Gott, stöhnte Adriaen innerlich. *Warum lässt du solche Situationen zu?* Und plötzlich fuhr ihm wieder der alte Zorn ins Blut. Gott schützte ihn nicht vor solchen schrecklichen Situationen – er hatte nicht verhindert, was seiner Mutter zugestoßen war. Damit hatte alles begonnen. Worum kümmerte sich Gott überhaupt?

Na gut, dachte Adriaen zornig, wenn Gott nicht für meine Mutter sorgt, dann werde ich Menno Simons ausliefern und die Rettung meiner Mutter selbst in die Hand nehmen.

»Ich werde es Ihnen sagen, wenn er das nächste Mal predigen wird«, platzte es aus ihm heraus. »Dann können Sie ihn gefangen nehmen.«

Dem alten Mann gefiel der Vorschlag nicht besonders. Doch schließlich willigte er ein. »Aber ich warne dich, Junge«, sagte er ihm und hob dabei seinen knochigen Zeigefinger, »wenn du nicht tust, was du versprochen hast, werde ich dich ins Gefängnis stecken!«

Hadewijks Rettung

Als Adriaen wieder in »Hadewijks Herberge« ankam, war Menno Simons nicht da. »Ein Fremder kam, kurz bevor du zurückkamst, und bat ihn, jemanden zu taufen«, erklärte Hadewijk. »Aber er wird nicht lange wegbleiben, höchstens ein paar Tage. Mach dir also keine Gedanken ... Er hat dich nicht für immer verlassen.« Sie lachte ihn an, und ihre Augen funkelten – doch Adriaen war nicht zu Scherzen aufgelegt.

»Das ist doch nicht so schlimm. Schau her, ich habe dir einen leckeren Pfannkuchen gemacht. Setz dich und iss. Du hast einen langen Weg hinter dir.«

Einen langen Weg und eine Menge Unglück, dachte Adriaen, als er geistesabwesend den Pfannkuchen zu essen begann.

»Schmeckt er dir?«, fragte Hadewijk.

»Ja, sicher doch.« Aber Adriaen war nicht bei der Sache. Eben noch hatte er einen Plan, und schon wurde er durchkreuzt. Vielleicht war er aber auch gar nicht

durchkreuzt. Er brauchte sicher nur etwas Geduld. Er beschloss, so bald wie möglich in die Stadt zu gehen und dem Bürgermeister zu sagen, wie es jetzt aussah. Vielleicht würde er ihm noch ein bisschen Aufschub gewähren.



Aber Hadewijk ließ ihn für Essen und Unterkunft unentwegt irgendetwas arbeiten. Erst nach drei Tagen hatte Adriaen die Möglichkeit, in die Stadt zurückzugehen. Und das auch nur, weil er fortlief, nachdem Hadewijk ihn gebeten hatte, weit vom Haus entfernt einen Graben auszuheben.

Als Adriaen seine Geschichte erzählt hatte, wurde der Bürgermeister so zornig, dass er drohte, Adriaen auf der Stelle in den Kerker zu werfen. Doch schließlich überzeugte der Junge ihn, dass er ihm nicht seine Zeit stehlen wollte. »Außerdem«, so gab er zu bedenken, »wenn Sie mich nicht gehen lassen, wird das für Menno Simons eine Warnung sein, und er wird so schnell wie möglich aus der Gegend verschwinden.«

»Dann hätte ich keinen Ärger mehr mit ihm, und ich hätte für meine übrige Arbeit mehr Zeit. Stimmt's?«

»Aber ...«

»Ja ja, halt den Mund und verschwinde! Komm erst wieder, wenn du den verrückten Prediger dingfest machen kannst!«

Als er wieder in »Hadewijks Herberge« zurückkam, war Adriaen elend zumute. Er saß den ganzen Abend da und las wohl zum hundertsten Mal den Zettel. So merkte er gar nicht, dass die alte Frau hinter ihn getreten war und einen Blick auf das Papier warf.

»Meinst du, du könntest das Problem auf diese Weise lösen?«, fragte sie sanft.

»Was geht dich das an?«, fauchte Adriaen, wobei er aufsprang und den Zettel in die Hosentasche steckte.

»Das würde nicht klappen«, sagte sie ruhig.

»Was meinst du damit? Und was weißt du schon?«

»Ich meine, dass du Gottes Zeiten nicht verändern kannst. Gott wird Menno bewahren, bis der Tag kommt, an dem er ihn heimnimmt in seine Herrlichkeit. Du kannst das weder beschleunigen, noch kannst du ihn auch nur einen Tag länger auf der Erde festhalten. Alles, was du tun kannst, ist, deine Seele ins Verderben zu stürzen durch die Sünde des Verrats.«

Adriaen starrte sie an.

»Setz dich wieder hin, und ich will dir eine Geschichte erzählen«, sagte Hadewijk. »Sie ist mir selbst erst vor einigen Jahren passiert. Darum kann ich dafür bürgen, dass sie wahr ist.«

Adriaen ließ sich auf den Stuhl fallen, verschränkte die Arme und sah misstrauisch Hadewijk an, die mit ihrer Geschichte begann:

»Diese ›Herberge‹, wie manche sie nennen, war nicht immer mein Zuhause. Ich wohnte nämlich von klein auf in Leeuwarden. Mein Mann war der Stadttrommler und spielte bei allen wichtigen Ereignissen, auch bei Hinrichtungen.

Natürlich brauchte man nicht immerzu den Trommler, und so arbeitete er in einer Glasbläserei. Sein bester Freund auf der Arbeit hieß Snijder. Eines Tages sperren die Behörden Snijder ein und verurteilten ihn zum Tode, weil er ein Wiedertäufer war. Und mein Mann sollte bei der Hinrichtung die Trommel schlagen.«

Adriaen begann sich zu entspannen und ließ die Arme sinken, während Hadewijk in dem von der Öl-

lampe nur schwach erhellten Raum auf- und abging und ihre Geschichte erzählte.

»Snijder hat meinem Mann oft von seinem Glauben erzählt. Er kannte ihn also gut und hielt ihn keineswegs für einen Ketzer. Tatsächlich wird mein Mann wohl selbst ein Gläubiger gewesen sein. Nun wird das Trommeln aber besonders deshalb bei Hinrichtungen benötigt, damit die Ketzer nicht von den anderen Menschen gehört werden, wenn sie versuchen, noch eine Predigt zu halten. Man verlangt von dem Trommler deshalb, dass er so kräftig wie möglich auf die Trommel schlägt.«

Hadewijk hatte sich inzwischen einen Stuhl geholt und sich neben Adriaen gesetzt.

»Du kannst dir natürlich denken, dass mein Mann nicht einmal daran denken wollte, bei der Hinrichtung seines besten Freundes zu trommeln, doch genau das verlangte man von ihm. Es war seine Aufgabe, und wenn er sie nicht erfüllen würde, würde er selbst große Schwierigkeiten bekommen. – Um seine Sorgen zu erleichtern, hat er sich betrunken. Und zwar dermaßen betrunken, dass er – anstatt die Trommel zu schlagen –, anfang, das zu predigen, was Snijder ihn über den Glauben gelehrt hatte.«

Adriaen musste über die ironische Wendung der Geschichte lächeln. *Ich hätte wohl gerne dabei sein mögen ... Ein betrunkenener Trommler predigt den Gaffern*, dachte er.

»Seltsamerweise ließen sie meinen Mann nach Hause torkeln. Als er aber wieder nüchtern war, begriff er, was er getan hatte und dass ihm nichts als die eilige



Flucht blieb. Ich habe ihn seitdem nicht mehr gesehen, es ist einfach schrecklich!«

Sie konnte nicht weitersprechen, doch als sie sich wieder gefasst hatte, fuhr sie fort: »Nicht lange danach verkaufte ich mein Haus in Leeuwarden und erwarb diese kleine Landwirtschaft, weit draußen in den Feldern. Ich begann, reisende Wiedertäufer zu

beherbergen, und betete, jemand möge auch meinem Mann eine solche Freundlichkeit erweisen.«

Hadewijk seufzte und schaute sich in dem Zimmer um. »Darf ich dir einen Tee machen?«, fragte sie.

Adriaen nickte, und Hadewijk stand auf, um den Kessel zu füllen, während sie weitersprach:

»Eines Tages kam eine junge Frau mit Namen Elizabeth zu mir. Sie hatte in einem Kloster gelebt und dort gelernt, auf Lateinisch zu lesen. Eines Tages fiel ihr eine lateinische Bibel in die Hände, und darin entdeckte sie die Wahrheit des Evangeliums und bekehrte sich. Sie wurde wegen ihrer neuen Ideen für ein Jahr ins Gefängnis geworfen, und nachdem sie entlassen wurde, kam sie hierher, um bei mir zu wohnen.«

Hadewijk setzte sich wieder und sagte: »Nur wenig später kam Menno Simons und wohnte ebenfalls hier, immer wenn er in unserer Gegend war. Elizabeth lernte viel von ihm und wurde eine weit bekannte Bibellehrerin in der Untergrundkirche hier bei uns.

Wegen ihrer Lehrtätigkeit überraschte es mich nicht, als in einer stürmischen Nacht heftig an unsere Tür geklopft wurde. Sie wurde aufgebrochen, und drei Männer stürmten herein und nahmen uns fest. »Wir haben sein Weib gefasst!«, schrie der eine von ihnen, »dann kann der Ketzler auch nicht weit sein.« Sie meinten, Elizabeth sei Mennos Frau gewesen. So sehr sie es auch abtritt: Niemand wollte etwas anderes hören, und sie schleppten uns beide ins Gefängnis.

Nun kommt der Teil meiner Geschichte, der der Grund dafür ist, warum ich sie dir erzähle«, sagte

Hadewijk und ging, um den Tee einzuschenken. Sie reichte Adriaen eine dampfende Tasse, dann sprach sie weiter:

»Sie steckten uns in getrennte Zellen und sagten mir, ich würde am nächsten Tag ›inquiriert‹ (befragt) – wenn nötig, würden sie mit der Folter nachhelfen. Schreckliche Angst ergriff mich. Ich war sicher, dass ich das nicht überstehen könnte, ohne meinen Herrn zu verleugnen oder die anderen Gläubigen zu verraten, indem ich ihre Namen angab.«

Adriaen krümmte sich bei dem Wort »verraten« zusammen. Er wollte kein Verräter sein. Nur – wenn es darum ging, entweder seine Mutter oder Menno Simons ...?

»Immerhin wusste ich: Allein schon die Furcht vor der Folter würde mich so schwach machen, dass ich alles verraten würde. So begann ich zu beten, dass Gott mich erlösen möge. Du weißt ja, dass Gott versprochen hat, uns nicht über unser Vermögen zu versuchen, sondern uns einen Ausweg zu schaffen. So bat ich ihn, mich vor der Folter zu bewahren.

Plötzlich glaubte ich, dass mich jemand mit Namen rief. Ich blickte auf, aber niemand war in meiner kleinen Zelle. So begann ich wieder zu beten. Wieder hörte ich meinen Namen, doch niemand war da. Es war eine winzige, dunkle Zelle. Dann«, fuhr die alte Frau mit verklärtem Blick fort, »kam die Stimme wieder und sagte: ›Hadewijk, ich sage dir, komm heraus!‹ Diesmal sah ich beim Aufschauen, dass die Zellentür offen war, und so ging ich hinaus. Es war wie im Traum. Alle Türen öffneten sich, sobald ich hinkam, bis ich mich auf der Straße wiederfand. Dann

wachte ich auf. Mir kam alles so unwirklich vor, aber ich war tatsächlich draußen.

Nun, was sagst du dazu?«, fragte sie, während sie sich zurücklehnte und Adriaen von der Seite ansah.

Adriaen war ziemlich erstaunt, zeigte es aber nicht, sondern zuckte nur mit den Schultern. »Ich weiß nicht. Vielleicht hast du das nur geträumt«, sagte er.

»Wohl kaum«, sagte sie und schüttelte den Kopf. »Es wurde im Leeuwardener Rathaus öffentlich verkündigt, dass man mich verhaftet und ins Gefängnis geworfen hatte und ich entkommen sei. Und wie du siehst, bin ich heute hier. Die arme Elizabeth wurde schwer gefoltert und dann ertränkt. Aber der Herr gab ihr Kraft genug dafür. Sie hat niemals ihren Herrn verleugnet oder andere Gläubige verraten. Und jetzt frage ich dich noch einmal: Was sagst du dazu?«

Adriaen zuckte wieder nur mit den Schultern. In Wirklichkeit war er aufs Höchste erregt. Erneut war vom Verrat die Rede. Das erinnerte ihn an seine Verhandlung mit dem Bürgermeister.

»Los, Junge. Das kannst du nicht einfach mit einem Schulterzucken abtun. Denk einmal ehrlich nach! Was war geschehen?«

»Gut«, sagte Adriaen und fühlte sich ziemlich unwohl, »ich glaube, Gott hat dich befreit.«

»Genau. Und eben das wollte ich dir klarmachen. Vorher kannst weder du noch der Kaiser persönlich ihn antasten. Gott kann und wird ihn schützen.« Sie hielt inne, trank einen Schluck Tee und ließ die Stille den Raum füllen.

Jetzt hatte Adriaen die Idee, dass er vielleicht die Belohnung kassieren und seiner Mutter zur Freiheit verhelfen könne, ohne dass Menno Simons etwas Schlimmes zustoßen würde. Wenn Hadewijk Recht hatte, konnte Gott auch für Menno Simons das Gefängnis aufbrechen, wie er es für Petrus und für Hadewijk getan hatte. Adriaen erinnerte sich an die biblische Geschichte, die sein Vater ihm am Sonntag nach Mutters Verhaftung erzählt hatte. Vielleicht wäre es gar nicht so schlimm, Menno anzuzeigen ...

»Über so etwas darfst du gar nicht nachdenken!«, warnte ihn Hadewijk mit zusammengebissenen Zähnen. Es war, als hätte sie seine Gedanken gelesen. »Du würdest nur Verdammnis über dich bringen. Wenn dein Glaube groß genug ist zu erwarten, dass Gott Menno befreien könnte, dann ist er auch groß genug, um darauf zu vertrauen, dass Gott auch deiner Mutter beistehen wird ... egal, was mit ihr geschieht.«

Der Junge wand sich wie ein Wurm unter den Blicken der alten Frau.

»Du weißt«, fügte sie hinzu, »dass es eine Ehre ist, für den Herrn zu leiden, nachdem er sein Leben gegeben hat, um uns zu retten. Ich bin nicht stolz darauf, damals zu schwach dafür gewesen zu sein ... Aber Gott ist barmherzig. Versuche ihn nicht mit einer solchen Sünde!«

Ein Brief aus dem Gefängnis

Etwa eine Woche später tauchte Menno Simons eines Mittags plötzlich wieder auf. Adriaen erwartete, dass Hadewijk dem Prediger sofort von Adriaens Plan, ihn an die Behörden zu verraten, berichten würde. Aber auch wenn sie es ihm vielleicht doch gesagt hatte – Adriaen hatte zumindest nichts davon gehört.

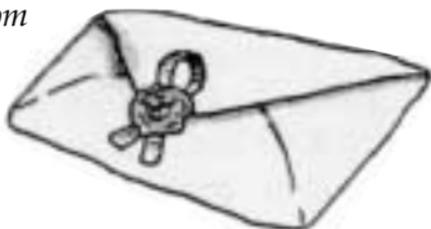
Stattdessen zog Menno nach dem ersten gemeinsamen Essen einen Stapel Briefe aus seiner Tasche und suchte zwischen ihnen herum. »Hier«, sagte er. »Das wird dich interessieren.« Und ohne weiteren Kommentar übergab er Adriaen einen Brief.

Adriaen erkannte die Handschrift seiner Mutter. Eilig entschuldigte er sich und lief in die Scheune, um allein zu sein. Er kletterte auf einen Strohhallen und begann, sorgfältig den Brief zu lesen:

Mein lieber Sohn Adriaen!

Dies wird wohl das Letzte sein, was ich dir schreiben kann; darum bedenke es gut. Weil du mein ältestes Kind bist, dränge ich dich, unseren großen Herrn zu ehren. Du bist jetzt alt genug, um zu wissen, was gut und böse ist – denk nur an Betty, die genauso alt ist wie du.

Mein Sohn, folge selbst in deinen jungen Jahren dem Guten nach und halte dich vom Bösen fern. Tu Gutes, solange du Gelegenheit dazu hast. Nimm dir deinen Va-



ter zum Vorbild – wie liebevoll ging er mir voran mit großer Freundlichkeit und Zuneigung. Immer hat er mich aus dem Wort des Herrn unterwiesen.

Höre auf die Belehrung deiner Mutter: Hasse alles, was die Welt lieb hat und liebe Gottes Gebote.

Halte dich zu denen, die den Herrn fürchten, fliehe das Böse, und tu alles Gute mit Liebe. Trachte nicht nach der Welt und nach den alten Gewohnheiten, denen weltlich gesinnte Menschen folgen. Kümmere dich um die Kleine Herde, die Kirche, die um des Wortes des Herrn willen verfolgt wird. Die Guten verfolgen niemanden. Aber sie sind es, die verfolgt werden.

Mein lieber Sohn, weihe dein Leben dem Guten; der Herr wird dir Verständnis geben.

Dies wird mein letztes Lebewohl sein.

Hiob 13,15.

Deine dich liebende Mutter, Maeyken Wens.

P.S. Schreibe mir einen Brief über das, was dein Herz sagt, ob du wünschst, dem Herrn zu folgen oder nicht. Ich hätte es gern gewusst. Das wäre mir eine große Stärkung, wenn ich mein Gerichtsurteil erfahre.

Unaufhaltsam liefen die Tränen über Adriaens Wangen, während er diesen Brief las. Er warf sich rückwärts aufs Stroh und weinte. Er schluchzte so sehr, dass er meinte, sein Inneres würde zerreißen. Er wollte nicht, dass seine Mutter starb! Er wollte sie nicht verlieren. Ach, wie gern hatte er doch als kleiner Junge auf ihrem Schoß gesessen, und sie hatte ihn geschaukelt ... warum sollte das nie wieder sein dürfen?



Nachdem er eine halbe Stunde geweint hatte und merkte, dass er keine Tränen mehr hatte, begann er wieder daran zu denken, sie aus dem Gefängnis zu befreien und ihr Leben zu retten. Er hatte doch einen Plan, der sicher wirkte – so sicher, wie es war, dass alles andere nicht helfen würde. Sie war in den dunklen, stinkenden Kerker eingeschlossen, und es führte kein anderer Weg von dort hinaus.

Vielleicht hatten sie sie schon gefoltert. Vielleicht hatte das Scheusal Ernst sie schon genauso aufgehängt wie Hans Munstdorp ... oder man hatte sie mit glühenden Eisen gequält, oder ihr die Finger und Zehen in den schrecklichen Daumenschrauben zerquetscht, von denen er gehört hatte. Sein Magen drehte sich um, als er an all diese abscheulichen Foltermethoden dachte.

Und er hatte einen Plan! Er holte das zerknüllte Papier aus der Tasche und starrte auf das Angebot, das demjenigen gemacht wurde, der Menno Simons auslieferte. »Sollte eine solche Person oder einer ihrer nächsten Verwandten ein Verbrechen begangen haben, so werden er und seine Familie bei der Festnahme von Menno Simons vollkommen begnadigt.«

Vielleicht brauchte seine Mutter ärztliche Hilfe. Mit den einhundert Gulden konnte er das Beste für sie tun, und dann könnte er wieder auf ihrem Schoß sitzen.

Ach nein, dafür bin ich zu groß, dachte er, aber die Kleinen sind es nicht. Gott kann mich nicht dafür tadeln, dass ich möchte, dass meine Geschwister ihre Mutter zurückbekommen, besonders der kleine Hans.

Der Gedanke an seinen kleinen Bruder ließ Adriaen wieder in Tränen ausbrechen. »Ein kleiner Junge braucht seine Mama. Sogar ich ... brauche ... meine Mama!«, schrie er haltlos heraus.

In seinem Schmerz begann der Zorn wieder hochzukommen. Der Zorn auf Menno Simons, denn er hatte diesen Wiedertäufer-Glauben verbreitet. Aber auch der Zorn auf Gott, der die Gefangennahme seiner Mutter zugelassen hatte.

Durch die Tränen hindurch blickte er wieder auf den Brief seiner Mutter. Wie konnte sie ihm raten, sich zu der »Kleinen Herde«, der Kirche, zu halten, die in dieser Welt verfolgt wurde um des Wortes des Herrn willen? Er wusste, dass sie damit die Wiedertäufer meinte. Aber das, wofür sie einstanden, brachte ihr den Tod!

Das machte ihn schrecklich wütend! Warum hatte sie Menno Simons geglaubt? Warum war sie in die Gebetsversammlung gegangen? Warum hat sie sich selbst ans Messer geliefert? Wäre sie einfach ein ruhiges, braves Mitglied der Staatskirche geblieben, so hätte ihr niemand etwas getan.

Auf einmal wurde ihm klar, dass er auf seine Mutter wütend war, und auf Menno Simons – und auf Gott. Plötzlich begriff er: In seinem ganzen Denken musste etwas völlig falsch sein. Wie konnte er auf die Person zornig sein, die er am meisten liebte, seine Mutter?

Wieder schaute er auf ihren Brief, und sein Blick fiel auf die Zeile: »Die Guten verfolgen niemanden. Aber sie sind es, die verfolgt werden.« Er wusste, dass das stimmte ... das war ja völlig offensichtlich. Die Wie-

dertäufer verfolgten niemanden. Das taten der Kaiser und die Staatskirche – sie waren die »Welt«, vor der seine Mutter ihn gewarnt hatte: »Halte dich vom Bösen fern. Tu Gutes, solange du Gelegenheit dazu hast«, hatte seine Mutter geschrieben.

Adriaen blickte zwischen den beiden Blättern hin und her, die er in den Händen hielt. Das eine war der gedruckte Handzettel des Kaisers. Das andere war ein einfaches Blatt, aber beschrieben von der Hand seiner eigenen Mutter. Das erste stellte den einfachen, den »sicheren« Weg dar, der sogar Reichtum und Schutz versprach. Das andere war der harte Weg, der ihm weitere Schmerzen und Leiden einbringen würde. Gewiss, seine Mutter musste leiden. Aber er litt auch.

Er wollte gern seiner Mutter eine Freude bereiten. Sie hatte sogar geschrieben, dass er sagen soll, ob er dem Herrn folgen wollte oder nicht. Aber diese Entscheidung war zu groß, um sie nur damit begründen zu können, dass er seiner Mutter eine Freude machen wolle. Es ging hier buchstäblich um Leben und Tod. Sie wusste nichts von dem Papier des Kaisers und der darin versprochenen Möglichkeit, Begnadigung und Freiheit zu erhalten. Es war seine Entscheidung, die ihm niemand abnehmen konnte.

Als er so ruhig im Stroh lag, fiel ihm Hadewijks Geschichte wieder ein. Beim Nachdenken darüber begriff er, dass es nicht darum ging, zwischen dem Wunsch seiner Mutter und dem Angebot des Kaisers zu wählen – es ging darum, wem er vertraute, dem Kaiser oder Gott. Das Blatt des Kaisers sagte ihm, was passieren wird, wenn er auf die gestellte Bedingung einging. Doch wenn er dem Herrn Jesus Chris-

tus folgte, so hatte er kein Versprechen außer dem, dass Gott mächtig genug war, den Apostel Petrus und sogar Hadewijk aus dem Gefängnis zu befreien. Allerdings hatte Adriaen schon ein bisschen von dieser übernatürlichen Macht erfahren, als die Kaiserlichen Menno Simons draußen am Waldrand nicht erkannt hatten.

Aber war es das wirklich? Vielleicht hatten Menno und er nur Glück gehabt ... Am Ende brauchte Gott damit überhaupt nichts zu tun gehabt haben. Sein Verstand schwankte wild hin und her zwischen dem Gedanken an einen Zufall und der Überzeugung, dass Gott eingegriffen habe. *Genau da liegt der Haken*, dachte Adriaen. *Entweder war es das eine oder das andere ... doch wie kann ich das rauskriegen? Ich denke, genau das bedeutet Glauben: Zu wählen, was man von Gott hält. Ich muss mich entscheiden, ob ich ihm vertrauen will ...*

Adriaen las noch einmal den Brief seiner Mutter und bemerkte am Ende, dicht vor der Unterschrift, eine Bibelstelle: Hiob 13,15. Was mag da wohl stehen? Sie wollte ihm damit noch etwas sagen. Vielleicht lag darin die Antwort. Das musste er herausfinden.

Sorgfältig faltete er die Blätter zusammen und steckte beide in die Tasche. Dann, nachdem er seine Augen ausgewischt und sein Gesicht von den Tränenspuren gereinigt hatte, ging er ins Haus zurück. Von irgendjemandem musste er sich eine Bibel ausleihen, damit er erfahren konnte, was in diesem Vers steht.

Als er hereinkam, strickte Hadewijk gerade. Sie hielt den Finger vor den Mund und flüsterte: »Bruder Simons ist wegen seiner langen Reise sehr müde und

hat sich ein wenig hingelegt.« Dann streckte sie die Hand aus, um Adriaens Kopf zu betasten. »Geht es dir nicht gut?«, fragte sie besorgt. »Du siehst aus, als hättest du Fieber.«

Adriaen schluckte laut. Er hätte fast wieder losgehult. »Hadewijk, ist es wohl möglich, einen Blick in Mennos Bibel zu werfen?«

»Wieso? Er würde sicher nichts dagegen haben ... aber ich habe immer noch Elizabeths lateinische Bibel, und sie hat mir ein wenig das Lesen darin beigebracht. Soll ich dir daraus etwas vorlesen?«

Adriaen hätte den Vers lieber in seiner flämischen Sprache gelesen. Aber wenn Hadewijk Latein lesen konnte ...? Es ging ja nur um einen Vers, und vielleicht konnte sie wenigstens den Sinn des Textes erkennen. So willigte er ein.

»Hier ist sie«, sagte sie und packte vorsichtig das in eine kleine Decke eingewickelte alte Buch aus. »Was soll ich lesen?«

»Hiob 13,15.«

Hadewijk brauchte eine ganze Weile, bis sie den Vers gefunden hatte. Dann kämpfte sie mit den lateinischen Wörtern.

»Dies heißt: ›Töte mich‹«, erklärte sie. »Und der letzte Satzteil lautet: ›Ich will auf ihn warten‹ ... So meine ich wenigstens. Aber dann stehen noch zwei andere Wörter da, die mir nicht so leicht einfallen. Lass mich ein wenig nachdenken.«

Plötzlich strahlte sie: »Natürlich. Ich kenne doch den Vers auswendig ... ›Auch wenn er mich töten wird, ich will auf ihn warten.««

»Bist du sicher, dass es so heißt?«, fragte Adriaen. »Ja, ja. So heißt es ... ›Auch wenn er mich töten wird, ich will auf ihn warten.« Diesen Spruch haben die Märtyrer oft gebraucht.«

»Aber wieso? Was bedeutet das?«

»Es ist eine Bestätigung des Vertrauens, Adriaen. Es ist das tiefste Vertrauen, das man zu Gott haben kann. Es ist das Vertrauen, dass selbst, wenn wir nicht begreifen, was mit uns geschieht, wir daran glauben, dass Gott uns liebt und uns die Kraft gibt, mit ihm durch den Tod zu gehen.«

»Aber warum? Warum sollte Gott jemanden so leiden lassen, wenn er ihn doch lieb hat?«

Hadewijk nahm ihr Strickzeug wieder auf. »Wir werden die vollständige Antwort in diesem Leben wohl nie verstehen. Aber die Bibel gibt uns ein Beispiel, in dem die Antwort enthalten ist. Gott liebt Jesus, seinen eingeborenen Sohn, und hatte ganz sicher keinen Wohlgefallen daran, ihn leiden zu sehen. Trotzdem, um etwas noch Höheres zu erreichen, sandte er seinen Sohn auf die Erde, damit er an unserer Stelle stirbt. Ich glaube, dass Gott uns nur dann leiden lässt, wenn er uns erlaubt, an der Verwirklichung eines ganz hohen Plans mitzuwirken. Manchmal will er uns etwas Großes lehren – du weißt, manche Lektionen sind hart, aber wir müssen sie lernen. Und manchmal dienen unsere Leiden zum Wohl anderer.«

»Aber ... wie könnte die Gefangenschaft meiner Mutter oder gar ihr Tod irgendjemandem hilfreich sein?«

»Ich weiß nicht, Kind ... ich weiß es wirklich nicht. Der Apostel Paulus schrieb den Philippern, er wolle gern teilhaben ›an der Gemeinschaft seiner Leiden‹ – womit er Christi Leiden meinte. Er hielt das für sehr wichtig. Aber ich kann dir nicht sagen, was das Leiden deiner Mutter im Einzelnen an Gutem bewirken soll. Vielleicht soll irgendwann irgendjemand dazu gebracht werden, deshalb an Christus zu glauben, weil sie ihren Glauben nicht verleugnet hat. Ich weiß es nicht. Die Frage ist, ob wir selbst auf ihn vertrauen, komme was da will ... oder ob wir unsere Angelegenheiten in unsere eigenen Hände nehmen.«

Adriaen schloss die Augen. Ja. Das war's. Genau um diese Frage ging es.

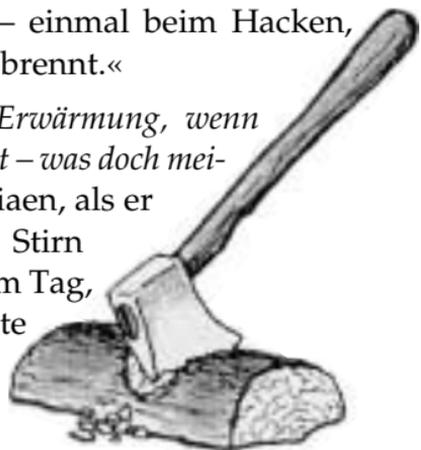
Das Wassergrab

An diesem Abend hatte Menno Simons zu einer Ansprache und einem örtlichen Gebetstreffen eingeladen. Er hatte Adriaen nicht gefragt, ob er mitkommen wollte, und ihm auch nicht gesagt, wo das Treffen stattfinden sollte. Und der hatte immer noch nicht entschieden, nach welchem der beiden Papiere er handeln wollte – nach dem des Kaisers oder nach dem von seiner Mutter. Darum hatte er auch wenig Lust, den alten Prediger zu begleiten.

Am nächsten Morgen war Menno immer noch nicht da. Nach einem Frühstück aus Haferbrei und einer Tasse Tee ging Adriaen hinaus, um für Hadewijk Holz zu hacken. Er meinte, am besten denken zu können, wenn er hart arbeitete.

Im Frühjahr hatte ein Sturm eine alte Ulme umgestürzt. Jetzt war es Sommer geworden, und es war Zeit, daraus Feuerholz zu machen. Als er seine Axt schwang, erinnerte er sich daran, dass sein Vater manchmal sagte: »Wer sich sein Holz selbst zerkleinert, wird zweimal warm – einmal beim Hacken, und dann, wenn es im Ofen brennt.«

Aber wer braucht die erste Erwärmung, wenn man das Holz im Sommer hackt – was doch meistens der Fall ist, dachte Adriaen, als er sich den Schweiß von der Stirn wischte. Es war noch früh am Tag, aber die schwüle Luft brachte ihn schnell ins Schwitzen.



Adriaen schaute auf sein Werk und beschloss, einen großen Ast abzuschlagen und ihn in den Schatten der Scheune zu ziehen. Dort wollte er ihn zerkleinern. Außerdem war er dann dem Holzschuppen näher.

Aber kaum hatte er mit dem Abhacken eines beindicken Astes begonnen, als die Gänse ein schreckliches Geschnatter begannen.

Da muss jemand kommen. Sicher ist es Menno, der von seinen Versammlungen heimkommt. Ich muss mich beeilen und mich entscheiden. Vielleicht habe ich nur noch wenig Zeit. Eine Anzeige hilft nicht, wenn er für immer von hier fort ist ... ganz ohne mich.

Die Gänse schnatterten immerfort und schimpften, während Adriaen seine Axt schwang, bis er im Augenwinkel eine Bewegung wahrnahm. Er blickte auf und erschrak: Nicht Menno Simons stand da, sondern die drei Männer des Kaisers – der Herold und die zwei Männer mit den langen Schwertern – dieselben Männer, denen Menno und er am Waldrand begegnet waren, als sie auf dem Weg hierher waren. Er schaute sich um, ob es einen Fluchtweg gab und wollte schon um die Scheunenecke verschwinden, als einer der Männer auf ihn zeigte und ihn anschrie: »He, du da! Komm mal her. Wir wollen mit dir reden!«

Adriaen wusste, dass weglaufen jetzt zwecklos war. Wenn er über die Felder lief, hätte er keine Chance gegen Männer, die auf Pferden saßen. So ging er geradewegs auf sie zu. Vielleicht würde Gott ihnen ein zweites Mal nicht erlauben, zu sehen, was vor ihnen war.

Der kaiserliche Herold war der Erste, der etwas sagte. »Dich habe ich doch schon einmal gesehen«, meinte er und zeigte mit dem Finger auf Adriaen.

»Klar«, sagte einer der anderen. »Er war mit dem Alten da am Waldrand. Erinnerst ihr euch? Wir sprachen mit ihnen an dem Tag, als wir nach Leeuwarden kamen.«

»Ist dein Vater hier, mein Junge?«, fragte der Herold.

»Nein.« Adriaen dachte fieberhaft nach. Wenn es jemals einen passenden Zeitpunkt gab, von Simons zu sprechen, dann jetzt.

»Wir hörten, dass Menno Simons hier in der Gegend war. Erinnerst du dich? Darüber sprachen wir mit euch ... das ist dieser unverbesserliche Wiedertäufer. Ich hoffe, du hast seitdem deine Augen aufgemacht, wie wir es euch befohlen hatten.«

Einer der beiden anderen Männer beugte sich vor und sagte etwas hinter vorgehaltener Hand, was Adriaen aber verstehen konnte: »Ich glaube, der Bursche weiß mehr, als er vorgibt zu wissen.«

»Hör zu, junger Mann«, sagte der Herold finster. »Dies ist eine ernste Angelegenheit. Wenn du uns eine Information verschweigst, kann dich das selbst ins Gefängnis bringen. Hast du mal ein Gefängnis von innen gesehen?«

Adriaen nickte. Das ganze kalte, finstere Elend des Antwerpener Kerkers stand plötzlich vor seiner Seele.

»Dann weißt du, dass so was kein Ort ist, wo man einen schönen Sommer verbringen möchte.« Er schwenkte die Arme und blickte in den blauen Him-

mel. »So überleg dir gut, was du antwortest. Und dann sag mir die Wahrheit, die genaue Wahrheit, und nichts als die Wahrheit. Verstanden?«

Wieder nickte Adriaen. Schrecken erfüllte sein Inneres und war kurz davor herauszubrechen, wie eine starke Flut einen schwachen Deich durchbricht.

»Jetzt frage ich dich: Weißt du, wo Menno Simons ist?«

Das war die Gelegenheit!

Aber während der Herold seine Frage stellte, wurde Adriaen klar, dass er immer noch zwei Möglichkeiten hatte. Noch konnte er sich entscheiden. Er konnte ehrlich »Nein« sagen, denn er wusste wirklich nicht, wohin Menno am gestrigen Abend gegangen war, oder wo er jetzt im Augenblick war. Oder ... er konnte die Gelegenheit wahrnehmen, seine Belohnung zu kassieren. Es wäre sogar sicherer, dem kaiserlichen Herold selbst etwas zu sagen. Schon von Anfang an hatte er den leisen Verdacht, dass der Bürgermeister ihn irgendwie übers Ohr hauen würde. Der kaiserliche Herold dagegen würde sicher anständig handeln.

Adriaen blickte den Herold an. Er konnte sich nicht konzentrieren. Alles um ihn herum schien sich zu drehen. *Vielleicht bin jetzt ich derjenige, der die Dinge nicht sehen konnte, wie sie wirklich waren.* »Mit sehenden Augen sehen sie nicht. Mit hörenden Ohren hören sie nicht.« Die Worte Jesu schossen ihm durch den Kopf. Er wollte nicht zu denjenigen gehören, die Gott so oft verwarfen, dass sie Gut und Böse nicht mehr unterscheiden konnten. Er wollte kein verhärtetes Herz haben.

»Ich ... ich ...«, begann er zu stottern. Dann wurde er von dem Gedanken überwältigt, für seine Mutter Begnadigung, ja Freiheit, erreichen zu können. Die Zeit schien stillzustehen, während seine Gedanken sich überschlugen. Er konnte sie doch nicht im Gefängnis lassen! Aber dann durchzuckte ein neuer Gedanke sein Gehirn: Seine Mutter konnte ja aus dem Gefängnis herauskommen, wenn *sie* es wollte. Alles, was sie tun musste, war, ihren Glauben zu verleugnen und der Taufe abzuschwören. Dann würden die Behörden sie laufen lassen.

Aber sie hatte das nicht getan! Warum?

Warum widerstand sie dieser Versuchung?

Adriaen kannte die Antwort. Sie tat es, weil sie auf Gott vertraute. Alles lief immer wieder auf dieselbe Frage hinaus: Konnte er auf Gott vertrauen? *Würde* er auf Gott vertrauen?

Er riss sich zusammen: »Nein, ich weiß es nicht! Ich weiß nicht, wo er ist!« Dies sagte er ganz entschlossen und mit zusammengebissenen Zähnen.

»Er lügt«, schnauzte einer der Schwerträger.

»Möglich«, erwiderte der Herold und schaute sich Hadewijks Haus an, während er Adriaen im Blick behielt. »Aber wenn er lügt, wird er dafür büßen ... Durchsucht alles!«, befahl er.

Er blieb auf seinem erregten Pferd sitzen, als die beiden anderen auf Hadewijks Haus losstürmten. Die alte Frau stand im Garten und hatte die Hände gefaltet. Ihre Augen waren geschlossen, ihre Lippen bewegten sich, doch hörte man nichts. Adriaen wusste, dass sie betete.

Die Männer durchwühlten alles. Adriaen konnte hören, dass Dinge zerschellten, wenn Schränke umgerissen wurden, um etwas von Menno Simons zu finden. Trotz der Wärme der Mittagssonne zitterte Adriaen, als wäre ihm kalt. Menno mochte seine Bibel mitgenommen haben, aber es gab andere Dinge – seinen burgunderroten Mantel, seine Schriftstücke. Es würde wohl nur noch kurze Zeit dauern, bis sie das gefunden hätten und wüssten, dass Menno hier war.

Aber nach einer halben Stunde kamen sie mit leeren Händen wieder nach draußen.

»Steckt die Scheune in Brand!«, befahl der Herold. »Und passt gut auf. Wenn Simons rauskommt, lasst ihn ja nicht entwischen!«

»Nein, nein, nicht meine Scheune«, bettelte Hadewijk. »Ich bin eine arme Frau. Ich kann sie nicht wiederaufbauen. Und meine Ziegen – einige sind da vielleicht jetzt drin. Können Sie sie nicht auch durchsuchen lassen?«

Aber der Herold achtete gar nicht auf sie, und schon loderten die Flammen der Nachmittagssonne entgegen.

Die Scheune brannte stundenlang. Aber die Kaiserlichen fanden weder Menno Simons selbst, noch etwas, was auf ihn hinwies. Missmutig ritten sie schließlich weg, um irgendwo anders nach ihm zu forschen.

Der stechende Geruch des Rauches erfüllte die Luft. Hadewijk seufzte. »Die Ziegen sind in Sicherheit«, grinste sie schon bald wieder. »Als das Feuer anfang, sah ich, wie sie im Graben davonliefen.«

»Aber wie haben sie Menno's Mantel und die anderen Dinge nicht finden können? Hat Gott sie wieder blind sein lassen?«

»Möglich ... mit ein bisschen Nachhilfe meinerseits. Als ich die Gänse hörte, habe ich die Sachen alle in den Tunnel geworfen, während die Männer draußen mit dir sprachen. Es war klug von dir, sie so lange zu beschäftigen.«

Adriaen wusste, dass das nicht seine Klugheit war. Er war sogar drauf und dran gewesen, Menno Simons zu verraten.

Doch während er nun neben der abgebrannten Scheune stand, verspürte er einen eigenartigen Frieden. Er hatte seine Entscheidung getroffen ... Er wollte auf Gott vertrauen – egal, was geschehen würde.

Menno ließ sich noch mehrere Tage nicht sehen. Aber Adriaen hatte sich daran gewöhnt. Das Kommen und Gehen des Wiedertäufer-Predigers war völlig unberechenbar – und das aus guten Gründen. Doch Adriaen kümmerte das nicht sehr. Durch lange, mütterliche Gespräche in den Abendstunden hatte Hadewijk ihn dahin gebracht, dass er seinen Zorn fahren ließ und Gott um Vergebung bat.

»Ich möchte getauft werden«, sagte er nach einem langen nächtlichen Gespräch.

Hadewijk jubelte vor Freude. »Ich sehe keinen Grund, weshalb du nicht getauft werden solltest. Du kannst Menno bitten, dich zu taufen, wenn er zu-

rückkommt. In meinem Kanal kostet es nichts«, scherzte sie.

Aber Menno von seiner Entscheidung zu berichten, bereitete Adriaen ziemliche Kopfschmerzen. »Meinst du, ich müsste alles erzählen ... alles, was geschehen ist?«

»Schuldbekennnis gehört zur Bekehrung. Der Apostel Johannes sagt: ›Wenn wir unsere Sünden bekennen, ist er treu und gerecht, dass er uns die Sünden vergibt und uns reinigt von jeder Ungerechtigkeit.«

»Aber ich habe es schon Gott gesagt, wie sehr es mir Leid tut.«

»Ja, und Gott hat dir vergeben. Aber das war auch eine Sache zwischen dir und Menno. Du hättest ihn beinahe verraten und einem sicheren, schrecklichen Tod ausgeliefert. Ich weiß, dass Menno es dir niemals vorhalten wird – so ein Mensch ist er nicht; aber du selbst wirst dich in seiner Gegenwart nicht wohl fühlen, wenn du die Sache nicht offen aussprichst. Schuldbekennnis macht frei.«

Am nächsten Tag erschien Menno. Eine Gebetsversammlung hatte die andere nach sich gezogen, und diese wieder eine nächste, während der ergraute Prediger von Ort zu Ort zog, um die kleinen Untergemeinden zu stärken.

Und Hadewijk hatte Recht. Durch sein Bekenntnis fühlte sich Adriaen viel wohler, besonders Menno Simons gegenüber. Der hatte still zugehört und dann am Ende gesagt: »Adriaen, du magst gedacht haben, der Kampf sei um mein Leben gegangen, in Wirklich-

keit ging es aber um deine Seele. Gott hat dir vergeben, und ich kann nichts Geringeres tun. Ich vergebe dir auch.

Eines muss ich dir allerdings sagen: Es wäre mir eine Ehre, dich zu taufen, aber das würde dich in erhöhte Gefahr bringen. Wenn die Behörden erfahren, dass ich dich getauft habe, würden sie umso größere Anstrengungen unternehmen, um dich zur Widerrufung deines Glaubens zu zwingen und andere zu verraten ... um sich an mir zu rächen.

Aus diesem Grund habe ich nur wenige Menschen getauft. Ich lasse das andere machen.«

Menno blickte Adriaen ruhig an und wollte seine Entscheidung in keiner Weise beeinflussen.

Adriaen holte tief Luft: »Ich hätte gern, dass du mich taufst«, sagte er.

Menno Simons lächelte. »Lass es Sonntag werden, dann, in Hadewijks Kanal ...

Wir werden einige andere Gläubige aus der Gegend einladen, die deine Entscheidung für Gott bezeugen und mit uns feiern sollen.«

An diesem Sonntag, als Adriaen an der Hand von Menno Simons ins Wasser stieg, trug er in seiner Tasche einen kleinen Stein, um den er den Zettel des Kaisers gewickelt hatte.

Als Adriaen aufgefordert wurde, über seine Bekehrung zu sprechen, konnte er das vor der kleinen Schar in klaren Worten tun. Er sprach von seinem Glauben an Christus und von seiner Entscheidung, dem Herrn

wie ein erwachsener, bewusster Gläubiger nachzufolgen. Dann zog er den Stein mit dem Zettel aus der Tasche. Er sprach von seinem Zorn auf Gott, der zuließ, dass seine Mutter gefangen genommen wurde. Dann las er den Zettel vor und erzählte von seinem Plan, Menno Simons zu verraten. »Das war meine Art, mich an Gott zu rächen, glaube ich. Ich konnte nicht ertragen, wie er die Dinge geschehen ließ ... So entschloss ich mich, ihn zu verraten und die Sache selbst in die Hand zu nehmen. Das war falsch.«

Seine Stimme versagte. Er fürchtete, dass er anfangen würde zu weinen, doch nach einem kurzen Augenblick fuhr er fort: »Ich will jetzt diesen Zettel und meinen Zorn begraben ... meinen Zorn auf Gott in diesem Wassergrab begraben, damit ich, wenn ich wieder herauskomme, ein neues Leben mit Christus führen kann.« Dann wickelte er den Zettel fest um den Stein und hielt ihn unter Wasser. Darauf wandte er sich Menno Simons zu.

Als der Prediger ihn untertauchte, ließ Adriaen den steinbeschwerten Zettel los.

Nachdem er wieder aufgetaucht war, konnte Adriaen nun ein neues Leben mit Christus beginnen ... allerdings kein bequemes. Während er zum Ufer wartete, sangen die anderen Gläubigen ein Loblied. Da wusste er, dass sie ihn gerne in ihrer Mitte aufnehmen.

Alle umarmten Adriaen oder gaben ihm die Hand. Menno Simons hatte währenddessen einen Mann in schmutzigen Kleidern begrüßt, der aussah, als hätte er eine lange Reise hinter sich. Bald kamen beide auf Adriaen zu.



»Dies ist Bruder Johann«, sagte Menno. »Ich glaube, er hat eine Neuigkeit für dich.«

»Hier«, sagte der Fremde und überreichte Adriaen einen Brief. »Er ist von deiner Mutter.«

Adriaen öffnete ihn schnell, faltete das Blatt auseinander und las:

Mein lieber Adriaen!

Ich weiß nicht, ob ich noch einmal eine Möglichkeit haben werde, dir zu schreiben. Doch hoffe ich, dass dieser Brief dich sicher erreicht.

Ich schreibe ihn, nachdem ich wegen des Zeugnisses von Jesus Christus zum Tod auf dem Scheiterhaufen verurteilt worden bin. So der Herr will, wird mein Zeugnis am fünften Oktober von mir gefordert.

Fürchte dich nicht, weil ich dies erleiden muss. Es ist nichts im Vergleich zu dem, was diejenigen für ewig erleiden werden, die Gott verworfen haben. Der Herr hat alle Furcht von mir genommen. Ich kann ihm nicht genug für die große Gnade danken, die er mir gewährt hat.

Obwohl ich bald von dir genommen werde, bete ich, dass du Christus folgst und deine Mutter im Neuen Jerusalem wiedersehen wirst, wo wir nie wieder voneinander getrennt sein werden. Folge mir im Glauben, wenn du deine Seele liebst; denn es gibt keinen anderen Weg der Errettung.

Liebt einander alle Tage eures Lebens. Nimm jetzt für mich den kleinen Hans in deine Arme. Und wenn dein Vater von euch genommen werden sollte, Sorge für die anderen.

Noch einmal: Auf Wiedersehen, mein lieber Adriaen. Sei freundlich zu deinem Vater in seinem Kummer, und füge ihm keinen Schmerz zu.

Deine dich liebende Mutter, Maeyken Wens.

Als er zu Ende gelesen hatte, liefen ihm Tränen übers Gesicht, und es kümmerte ihn nicht, dass andere ihm zusahen. »Ich muss zu ihr«, rief er Menno Simons entgegen. »Sie muss wissen, dass auch ich mich entschieden habe, Christus nachzufolgen. Außerdem, wenn sie wegen ihres Bekenntnisses leiden muss, kann ich sie durch meine Gegenwart ehren.« Er blickte zwischen Menno und dem Fremden hin und her. »Das würde ihr Kraft geben.«

Menno seufzte tief. »Ja, mein Junge, ich glaube, das wäre jetzt möglich. So wie Bruder Johann sagt, haben die Behörden auf allen möglichen Wegen die meisten Gläubigen in Antwerpen entdeckt. Ob das weitere Verfolgungen mit sich bringt, weiß der Herr allein. Aber deine Gegenwart in der Stadt würde für die Gemeinde dort keine besondere Gefahr mehr bedeuten. Allerdings –«

»Dann muss ich heute aufbrechen!«

»Warte noch kurz. Du musst noch eins bedenken. Deine Rückkehr mag für die anderen keine Gefahr mehr darstellen. Aber weil du selbst getauft bist, würdest du dich selbst in Gefahr bringen.«

Adriaen nickte ernsthaft. »Darüber habe ich nachgedacht, bevor ich mich taufen ließ. Das Risiko besteht immer, egal, wo ich bin.« Er hielt den gerade erhaltenen Brief hoch. »Ich möchte den Mut meiner Mutter

haben. Wenn man mich fragt, werde ich den Herrn nicht verleugnen, um meinen Hals zu retten.«

Ein Lächeln huschte über Menno Simons' Gesicht. »Ich glaube dir«, sagte er nur. »Du bist kein Judas. Das hast du bewiesen, als du die Möglichkeit hattest, mich zu verraten. Ich vertraue dir, Adriaen Wens.« Dabei streckte er die Hand aus, und Adrian schlug kräftig ein.

Mehr über Menno Simons

Menno Simons wurde 1496 in Witmarsum, Westfriesland, geboren. Er war seit 1524 ordiniertes Priester der römisch-katholischen Kirche und versah seinen Dienst mit ganzer Hingabe, bis manche traditionellen Lehren ihn immer mehr beunruhigten, besonders die Lehre von der Kindertaufe.

In Übereinstimmung mit Luther war für ihn die Bibel die höchste Entscheidungsinstanz. So wandte sich Menno Simons dem Neuen Testament zu, um Antworten auf seine Fragen zu finden. Dadurch kam er zu der Erkenntnis, dass die Staatskirche in mehreren wichtigen Punkten irrte. Er verließ sie 1536, als er von Obbe Philips noch einmal getauft wurde.

Menno Simons war nicht der Gründer der Wiedertäuferbewegung. Das war Conrad Grabel, der sich 1525 entschloss, sich noch einmal taufen zu lassen. Allerdings wurde Menno schon bald nach seiner Taufe gebeten, ein Prediger und Leiter der Versammlungen der Wiedertäufer in ganz Nordwest-Europa zu werden.

Eines seiner ersten Anliegen war es, die Gläubigen von den »Münsterschen« zu trennen. Das war eine Gruppe von Revolutionären, die sich ebenfalls von der katholischen Kirche wegen mancher ihrer Irrtümer losgesagt hatten, dann aber ein rebellisches Regime aufrichteten und beabsichtigten, die »Welt« mit Gewalt zu beherrschen.

Unter den gewöhnlichen Menschen gab es in den Reformationsjahren so manche Verwirrung. So bezeichnete man auch die »Münsterschen« als Wiedertäufer. Doch waren das ganz andere Menschen, und Menno tat alles, um die Gläubigen vor ihnen zu bewahren.

Weit von der Absicht entfernt, die »Welt« mit Gewalt zu erobern, glaubte Menno Simons wie die meisten Wiedertäufer, nur dem Frieden dienen zu dürfen, und lehnte daher jegliche Anwendung von Gewalt ab, selbst wenn es um die Selbstverteidigung ging. Aus diesem Grund wurde die Geschichte von Dirk Willems, die am Anfang dieses Buches erzählt wird, zu einem klassischen Beispiel dafür, wie die Wiedertäufer dem Vorbild Christi folgten und Böses mit Gutem vergalteten.

Selbst heute noch ist ein Merkmal der Mennoniten und anderer Wiedertäufer (zu denen z.B. noch die Hutterer, die Amisch und die Angehörigen der Brüderrbewegung gehören) ihre Gewaltfreiheit, die auch die bewusste Wehrdienstverweigerung mit einschließt.

Obwohl nun die Wiedertäufer nicht gegen den Staat rebellierten, wurde ihre Ablehnung der Staatskirche als ernsthafte Bedrohung von Staat und Kirche aufgefasst. Beide Einrichtungen taten sich deshalb zusammen, um die Wiedertäufer auszurotten.

Alle Reformatoren mussten Verfolgungen erleiden, aber keiner von ihnen schlimmer als die Wiedertäufer. In Antwerpen z.B., wo Adriaen Wens' Mutter auf dem Scheiterhaufen starb, wurden insgesamt 248 Wiedertäufer hingerichtet. Niemand weiß, wie viele

Wiedertäufer in ganz Europa den Märtyrertod erlitten, aber vorsichtige Schätzungen gehen von viertausend aus. Andere Historiker gehen von einem Dreifachen dieser Zahl aus.

1543 setzte der Kaiser einen Preis von einhundert Goldgulden auf Menno Simons' Kopf aus. Er hoffte, dass einige geldgierige Nachfolger ihn der staatlichen Gewalt überliefern würden. Jedoch wurde er durch Gottes Gnade und den heldenhaften Einsatz vieler Gläubiger nie gefangen und starb 1561 eines natürlichen Todes.

Während seines gesamten Dienstes hielt er sich an die fundamentalen christlichen Glaubensgrundsätze, verwarf allerdings alles, was nicht im Neuen Testament steht. Er glaubte an die Gottheit Jesu Christi und taufte nur solche, die ihren Glauben an Christus bekannten. Nach seiner Ansicht waren Kriegsdienst und Töten falsch, ebenso wie das Ablegen eines Eides sowie auch die Übernahme eines öffentlichen Amtes und die Heirat von Personen, die nicht zur Gemeinde gehörten.

Im Gegensatz zu den anderen größeren reformatorischen Bewegungen bestanden die Wiedertäufer auf der Trennung von Staat und Kirche. Sie glaubten, dass die Kirche zwar das Recht – und sogar die Pflicht – hatte, auf die Moral der weltlichen Gesetzgebung einzuwirken, sie diese Gesetze aber nicht diktieren durfte. In gleicher Weise glaubten sie, dass sich der Staat nicht in die Regulierung von Glaubenssachen einmischen darf. Indem sie das taten, bereiteten sie durch ihr unvergleichliches Dulden und Leiden den Boden für die Religionsfreiheit vor. In

dieser Beziehung übersteigt ihr Einfluss bei weitem ihre bescheidene Anzahl. Diese Grundsätze wurden zur eigentlichen Grundlage für Demokratien wie z.B. die der Vereinigten Staaten.



Dave und Neta Jackson

Der Räuber von Ashley Downs – Georg Müller

Taschenbuch

160 Seiten

Best.-Nr. 255.529

Man schreibt das Jahr 1870.

Als Curly Roddy zwölf Jahre alt wird, hat er bereits sechs Jahre als heimatloses Waisenkind auf den berüchtigten Straßen Londons verbracht. Er schläft im Müll und ernährt sich von Abfällen – wenn er überhaupt etwas findet.

Manchmal kann er mit Singen etwas Geld verdienen, oder er führt akrobatische Kunststückchen vor. Meistens aber hält er sich mit kleinen Diebstählen über Wasser.

Als er Wind davon bekommt, dass für ein Waisenhaus in Bristol eine größere Menge Geld mit einer Postkutsche transportiert werden soll, erkennt er die Chance auf den Coup seines Lebens. Geld im Überfluss wartet auf ihn! Mit einigen Kumpanen macht er sich ans Werk.

Doch dann kommt es zu einer entscheidenden Begegnung mit dem »Vater der Waisenhäuser« – Georg Müller.



Dave und Neta Jackson

**Nächtlicher Überfall –
Martin Luther**

Taschenbuch

128 Seiten

Best.-Nr. 255.452

Als ich zehn Jahre alt war, sah ich eine Verbrennung.

Verzeiht mir, aber ich muss das näher erklären, weil ihr sonst nicht versteht, warum ich solche Angst bekam, als ich den Namen meines Herrn auf einem Plakat sah, das am Portal der Wittenberger Kirche angebracht war.

Diese Verbrennung war das erste Mal überhaupt, dass ich einen Menschen habe sterben sehen. Sie sagten, er wäre ein Ketzer gewesen – dass er sich gegen Gott und die Kirche stellte. Doch ich konnte das nicht glauben.

Und jetzt sollte es meinen Herrn treffen ...



Dave und Neta Jackson

**Verrat im Gefängnis –
John Bunyan**

Taschenbuch

160 Seiten

Best.-Nr. 255.446

Man schreibt das Jahr 1660 und London ist ein gefährliches Pflaster – das muss auch der zwölfjährige Richard Winslow erfahren, als sein Vater des Verrats beschuldigt wird und in den Tower muss. Aus Sorge um die Sicherheit der restlichen Familie flüchten Richards Mutter und seine Schwestern nach Schottland. Richard entschließt sich jedoch zum Bleiben, falls sein Vater ihn braucht.

Aber in London zu bleiben, wäre zu riskant. Also macht sich Richard auf den Weg ins nahe Bedford, wo sein Onkel Gefängniswärter ist.

Während er für seinen Onkel arbeitet, schließt Richard unerwartet Freundschaft – mit einem Gefangenen namens John Bunyan, der unter Lebensgefahr eine aufrüttelnde Botschaft verbreitet. Richard möchte diesem mutigen Mann gerne helfen, fürchtet sich aber vor den Folgen, die es für ihn – und für seinen Vater – haben könnte.

Er will seinen Vater befreien – aber ist er auch bereit, den schrecklichen Preis dafür zu zahlen?



Dave und Neta Jackson

Glaubenshelden

Hardcover

240 Seiten

Best.-Nr. 255.355

»Vorbilder gesucht!« Diesen stummen Schrei scheint man bei genauem Hinhören von vielen Kindern und Jugendlichen zu vernehmen.

Sie suchen nach Orientierung und Maßstäben, nach Werten, für die es sich zu leben und zu sterben lohnt, nach Menschen, die glaubwürdig sind.

In diesem Buch werden charakteristische Eigenschaften wie Geduld, Treue, Mut, Disziplin, Vertrauen, Dankbarkeit u. a. anhand bekannter und weniger bekannter Männer und Frauen wie z. B. William Tyndale, David Livingstone, Eric Lidell, Gladys Aylward und Amy Carmichael vorgestellt. Lebensbilder von »Glaubenshelden« für Kinder erzählt, die Mut machen, ein Leben mit Gott zu wagen, ein Buch zum Lesen und Vorlesen. – JM 6 -12

